

prisma

HSG-Studentenmagazin



Mar 17 | #368

Generationen

INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

HSG-STUDENTENMAGAZIN



Hefte nach
Hause liefern lassen?

prisma
abonnieren
prisma-hsg.ch/abo

DIGITAL
AUCH DEN SOMMER ÜBER
WWW.PRISMA-HSG.CH

GEDRUCKTE AUSGABE
DREIMAL PRO SEMESTER
AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

Editorial



Im November 1959 erschien das erste prisma. Der damalige Rektor Walter Adolf Jöhr der «Handels-Hochschule St. Gallen» schrieb damals zur ersten Nummer der neuen Studentenzeitung: «Zeitung und Zeitschrift [...] sind [...] Mittel der Aussprache und Meinungsbildung. Damit können sie wesentlich dazu beitragen, dass sich eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe selbst ins Bewusstsein hebt.» Über die Generationen hinweg hat die Studentenzeitung zahlreiche Wechsel und Veränderungen in der Welt miterlebt. Mitglieder sind gekommen und wieder gegangen, aber an diesem Verständnis hat sich nicht viel geändert. Immer noch wollen wir nicht nur versuchen, Informationen jeglicher Art weiterzugeben, sondern hautnah über das Geschehen am Campus berichten. Wobei es regelmässig eine kleine Herausforderung darstellt, die spannenden Storys an der HSG zu finden. Wie die Recherche von Nina Amann zum Verein Aiesec St. Gallen zeigt, kann es sich immer wieder lohnen, gewisse Dinge genauer unter die Lupe zu nehmen.

Wir scheuen uns nicht, kontroverse Themen anzufassen und werden dementsprechend auch mit Kritik konfrontiert, die wir zu reflektieren versuchen. So erschien bereits in der zweiten Ausgabe im Dezember 1959 eine Leserschrift mit der Kritik, dass «die Redaktoren von prisma bereits in ihrer ersten Nummer grundsätzlich den Weg der Polemik und der tendenziösen Kritik einzuschlagen versuchen.» Das bringt mich direkt zur Replik des Studentensparlaments in dieser Ausgabe auf meinen Artikel, welcher im letzten prisma im Dezember erschienen ist. Es freut mich sehr, dass sich nach diesem Beitrag im Parlament etwas oder zumindest jemand geregt hat und man es für notwendig hielt, eine Stellungnahme abzugeben. Genau das war das Ziel – eine kritische Diskussion anzuregen. Um es mit den Worten von Rektor Jöhr zu unterstreichen: Wir hoffen, dass auch die kommenden Redaktoren-Generationen «als Sprachrohr der akademischen Jugend» angemessen erscheinen werden und sich noch genauso am geschriebenen Wort sowie dem kritischen Journalismus erfreuen können, wie wir das tun.

Inhaltsverzeichnis

06 Im Gespräch mit Thomas Bieger



26 Dating früher und heute



Campus

- 06** Der Masterplan – Interview mit Thomas Bieger
- 10** Intransparenz über 1,50 Franken
- 12** Einfach einmal ohne
- 14** HSG in Zahlen
- 16** Auf zur zweiten Runde
- 17** Feuer unter dem Stupa-Dach

Thema

- 18** Sardellen für gratis Trinkspass
- 20** Generationenstreit um die AHV?
- 22** Pro/Contra – Generation Y
- 24** Jeder darf wählen
- 26** Generation Beziehungsunfähig
- 28** Wenn Senioren und Roboter lieder singen



30 Auf ein Work-out mit James Davis



Menschen

- 30** Professor James Davis privat
- 33** Der Meme-Meister
- 36** Die Umfrage

SHSG

- 38** Insights in die Stupa-Arbeit
- 39** SHSG Website

Kompakt

- 42** Gewinnspiel
- 43** Chruut und Rüepli
- 44** prisma empfiehlt
- 46** Zuckerbrot und Peitsche
- 47** Gerücht



Prof. Dr. Thomas Bieger

Rektor der Universität St. Gallen

Interview

Der Masterplan

Mit dem Medical Master, der Campuserweiterung und einem geplanten Informatik-Studiengang stehen für die HSG grosse Veränderungen an. Kommt dies nicht einer Verwässerung gleich? Rektor Thomas Bieger nimmt Stellung.

Für die Etablierung des Medical-Master-Programms erhält der Kanton St. Gallen vom Bund 4.6 Millionen Franken. Was ist – vom Geld abgesehen – der Antrieb, ein solches Medizin-Studium nach St. Gallen zu holen?

Ziel des von der Regierung in Auftrag gegebenen Projektes ist es, einen Beitrag zur Linderung des Ärztemangels zu leisten. In der Ostschweiz beläuft sich der Anteil der nicht in der Schweiz ausgebildeten Ärzte auf über 40 Prozent. In Regionen mit angebotener Medizinausbildung sind es hingegen nur 25 Prozent. Das auf einem Kooperationsmodell mit der Universität Zürich und dem Kantonsspital St. Gallen beruhende Projekt eines Joint-Medical-Master-Programms ist nicht nur eine Chance für die gesamte Region, sondern auch für die HSG als Wirtschaftsuniversität. Der Gesundheitsbereich macht in der Schweiz 12 Prozent vom Bruttosozialprodukt aus – Tendenz stark steigend. In unserer Vision heisst es, dass wir uns mit aktuellen Fragen aus Wirtschaft und Gesellschaft auseinandersetzen. Deshalb sollten wir den Gesundheitsbereich unbedingt miteinbeziehen.

Führt die Einführung eines Medizin-Programms nicht zu einer Verwässerung einer Wirtschaftsuniversität?

Eine Verwässerung, durch die Wegnahme von Geld, ist ausgeschlossen, da es einen ergänzenden, separat finanzierten Leistungsauftrag geben soll. Die Identität der Professorenschaft wird nicht verändert, da die Professuren gemäss Kooperations-

vereinbarung an der medizinischen Fakultät Zürich sowie am Kantonsspital St. Gallen angesiedelt sind. Wir werden lediglich einige Brücken-Professuren haben, die Themen zwischen Medizin und Gesundheit sowie den Kerngebieten der HSG abdecken. Weiter ist zu erwähnen, dass es sich mengenmässig lediglich um drei Jahrgänge à 40 Studenten handelt. Alle Universitäten, die mehr als nur eine Business School sein wollen, investieren heute in hohem Masse in Forschung und Lehre im Schnittbereich zu Health Care Management und Health Economics. Mit der geplanten Ausbildung im Bereich Medizin verfügt die HSG über eine hervorragende Verankerung in einem Feld von wachsender gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Bedeutung, auf die vergleichbare Universitäten neidisch sind.

Wie wollen wir als Wirtschaftsuniversität Mehrwert bieten und im Vergleich zu den ungleich grösseren Standorten konkurrenzfähig sein?

40 Plätze sind eine sinnvolle Grösse in Bezug auf die Kapazitäten am Kantonsspital. Im Bereich der klinischen Ausbildung auf Masterstufe sind die Economies of Scale – anders als in der Bachelor-Ausbildung – beschränkt. Der Vorteil ist, dass wir die hier bereits vorhandenen medizinischen Lehrkapazitäten mit erhöhtem Gewinn für die Region besser nutzen können. Auch für die Schweiz insgesamt bringt die Einbindung des Standortes St. Gallen definitiv Vorteile.

Wie schätzen sie die Erfolgchancen der kantonalen Abstimmung im Jahre 2018 über die Ausweitung des Zweckartikels des Universitätsgesetzes ein?

Erst einmal betrachten wir es als Gunst, wenn das Projekt mittels Volksabstimmung demokratisch legitimiert werden kann. Man muss vor jedem demokratischen Entscheid Respekt haben. Da es sich um einen Beitrag zur Behebung des Ärztemangels handelt, gehen wir derzeit von sehr guten Chancen aus.

Wurde bei einer allfälligen Ablehnung der Anpassung des Universitätsgesetzes durch das Stimmvolk das Geld für die Vorbereitungen aus dem Fenster geworfen?

Bis und mit Ende vergangenen Jahres haben wir die Projektarbeiten aus eigenen Mitteln finanziert. Es ist die Aufgabe jeder Institution, die eine öffentliche Aufgabe erfüllt, an innovativen Projekten mitzuarbeiten. Im Rahmen des Budgets 2017 wurde ein ergänzender Kredit für die weiteren Vorbereitungsarbeiten gesprochen. Die Aufbauarbeiten gehen damit nicht zu Lasten des Kernbereichs der HSG.

Wo gibt es Synergien zwischen Medizin, Recht und Wirtschaft?

Studierende in Medizin profitieren von der HSG in ergänzenden Fächern – analog zum hiesigen Kontextstudium – in Schnittthemen wie Recht, Management und Ökonomie. Die beiden Themen, die die Zukunft unserer Gesellschaft und Wirtschaft prägen werden, sind Gesundheit und Digitalisie-

rung. Beide haben direkte oder indirekte Berührungspunkte mit unseren Kernfächern. Deshalb sollen für Studierende in den klassischen HSG-Fächern Möglichkeiten im Bereich Patientenrecht, Gesundheitsökonomie oder Health Care Management aufgebaut werden.

Was muss bis zur Ankunft der ersten Medizin-Studierenden (voraussichtlich 2020) noch alles geschehen?

Bereits führte man in den Schulen des Kantons Informationskampagnen durch. Parallel dazu wurde an der Finalisierung der Vereinbarung mit der Universität Zürich und an der notwendigen Ergänzung des Universitätsgesetzes gearbeitet. Weil das Vorhaben neue Ausgaben für den Kanton generiert, die 1.5 Mio. Franken pro Jahr überschreiten, wird es eine Volksabstimmung geben. Für die 40 Plätze in St. Gallen sind 86 Voranmeldungen – die Bewerbenden müssen den medizinischen Eignungstest noch bestehen – eingegangen, vergleichsweise ein sehr guter Wert. Nun stehen die Arbeiten am Curriculum sowie organisatorische Fragen bezüglich Aufbau der School an. Diesbezüglich können wir mit Dr. Jürg Felix auf eine sehr qualifizierte Projektleitung zählen.

Wie werden die künftigen Betriebskosten finanziert?

Für die Finanzierung der laufenden Betriebskosten ist eine separate Leistungsvereinbarung vorgesehen.

Das Kantonsspital St. Gallen stellt die Fachkräfte für die Ausbildung der Studierenden zur Verfügung. Ist die notwendige Lehrkompetenz vorhanden?

Bereits heute unterrichten die Professoren des Kantonsspitals an verschiedenen Schweizer Universitäten und im Ausland. Ein signifikanter Prozentsatz der zukünftig notwendigen Lehrkapazität wird also schon heute geleistet. Die Idee ist, dass ein grosser Teil dieser Lehrkapazität hierhin gelenkt wird.

Sind weitere lokale Kooperationen denkbar?

Zusammen mit der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt St. Gallen, welche bereits heute im Bereich der Medizin (z.B. künst-

liche Haut) tätig ist, der Fachhochschule St. Gallen, dem Kantonsspital, sowie mit unserer Digitalisierungsinitiative, kann sich in Kooperation mit der Universität Zürich ein eigentliches Know-how-Cluster entwickeln.

Ist die Lancierung eines Medical Masters mit Blick auf die die Wirtschaft betonende Vision 2025 nicht etwas stossend?

Was kann eine Wirtschaftsuniversität, die Antworten für aktuelle Fragen von Wirtschaft und Gesellschaft bieten will, mehr tun, als sich mit dem am schnellsten wachsenden Sektor zu befassen, der noch ein Thema von gesellschaftlicher Brisanz ist? Es gibt keinen Bereich, indem ein solcher Arbeitsplatzaufbau geschieht und so viele gesellschaftliche Themen auftauchen, wie in der Medizin.

Wie steht es um die Campuserweiterung am Platztor?

Das Projekt Platztor ist ein langfristiges Campus-Ausbauprojekt. Dieser Ausbau ist notwendig, weil die jetzige Infrastruktur auf 5000 Studenten ausgerichtet ist; zurzeit studieren über 8300 Personen an der HSG. Am Platztor sollen Kapazitäten für rund 3000 Studenten geschaffen werden. Es handelt sich um ein Projekt mit städtebaulicher Bedeutung; es geht um eine Entwicklung der Kernstadt in Richtung Osten. Wir rechnen mit einer Fertigstellung des Projekts in rund zehn Jahren. Dieses Projekt wird für die Qualität der Universität im digitalen Zeitalter entscheidend sein. Wenn eine Universität in einem kleinen Markt an einem Hochlohn-Standort überleben will, muss sie einen Mehrwert gegenüber den rein digitalen Angeboten in der Lehre durch persönliche Interaktion schaffen. Dies kann nur dadurch erreicht werden, indem wir im Sinne des Campus-Gedankens einen Begegnungsort für Menschen schaffen und Forschung und Lehre näher zusammenbringen.

Darüber hinaus ist ein Learning Center geplant.

In der Nähe der Universität benötigen wir eine Erweiterung der Bibliothek in Bezug auf Studierendenarbeitsplätze und Plätze für neue Lernformen wie «Collaborative Learning». Das Ziel wäre eine Eröffnung des Learning

Centers um das Jahr 2022. Wir richten uns darauf ein, dieses Center als Beitrag der HSG-Gemeinschaft über private Donatoren zu finanzieren. Dies würde eine rasche Realisation ermöglichen. Idealerweise wird so ein Center zum international ausstrahlenden Symbol der neuen Lehre. Bereits dieses Jahr wird an der Müller-Friedberg-Strasse ein neues Institutsgebäude mit Seminarräumen in Betrieb genommen.

Die Finanzierung des Learning Centers steht primär auf privaten Beinen. Wie wollen Sie die Unabhängigkeit der Universität bewahren?

Es gibt klare Grundsätze für die Annahme von Spenden. Immer gelten die Unabhängigkeit sowie die akademische Freiheit in Lehre und Forschung. Das Recht für personelle Entschiede muss immer bei der Universität sein, und es muss die Publikationsfreiheit gewahrt sein.

Wie will man während der Bauzeit eine förderliche Lernatmosphäre sicherstellen?

Der Vorteil ist, dass ein Learning Center als Ergänzungsbau zur Bibliothek erstellt werden kann. Allerdings steht auch noch die Sanierung des B-Gebäudes an. Diese Arbeiten werden soweit als möglich jeweils über den Sommer hinweg getätigt.

Werden Lehrvideos den klassischen Universitätsbetrieb ablösen?

Wenn man daran glaubt, müsste man Universitäten wie jene in St. Gallen schliessen. Eine Universität in einem hoch entwickelten Wirtschaftsstandort muss mehr vermitteln, als das, was überall auf der Welt mittels Lehrvideos und Massive Open Online Courses vermittelt werden kann. Nur durch kreative Aktivitäten kann die geforderte Wertschöpfung generiert werden. MOOCs betreiben wir nur, um daran für die Verbesserung der Lehre zu lernen. Längerfristig haben wir in diesem Netzwerkgeschäft als kleiner Anbieter keine Chance.

Wie schaut die Lehre der Zukunft aus?

Die Idealvorstellung ist das sogenannte «Blended Learning»: Reine Wissensvermittlung findet ausserhalb des



Unterrichts statt. Die Zeit im Klassenraum wird genutzt, um mittels Fallstudien, Debatten und Simulationen mit persönlicher Interaktion den eigentlichen Mehrwert zu schaffen. Da sind wir noch in Rückstand. Zumindest investieren wir bereits in Probe-Infrastrukturen wie den Trading Room und verfügen über ein Teaching Innovation Lab.

Welche Neuerungen sind im Bereich Informatik geplant?

Einerseits läuft ein Projekt zur Einführung eines Zertifikatsprogrammes, das den Erwerb von Zusatzqualifikationen in Informatik und Data Science für alle Studierenden der HSG ermöglicht. Wenn alles klappt, können wir bereits diesen Herbst mit einer Pilotgruppe starten. Zweitens ist der Ausbau von Kompetenzen im Bereich Informatik zu erwähnen. Der Universitätsrat hat drei neue Lehrstühle für Informatik freigegeben. Zurzeit ist man daran, die Ausschreibungsgrundlagen zu erarbeiten. Drit-

ter Punkt ist ein eigenständiger Informatik-Schwerpunkt. Diesbezüglich ist eine Machbarkeits-Studie, finanziert durch die Industrie- und Handelskammer St. Gallen-Appenzell, in Arbeit. IT, respektive Data Science, ist im Zeitalter von Big Data ein unverzichtbares, ergänzendes Fachgebiet einer Wirtschaftsuniversität. Viele vergleichbare Universitäten wie die SMU in Singapur oder Paris-Dauphine haben entsprechende Departments oder Schools.

Das Jahr 2018 mutiert mit mehreren die HSG betreffenden Volksabstimmungen zum Schicksalsjahr. Was erwarten Sie von diesem Jahr?

2018 wird neben der Medical-Master- und Platztor-Abstimmung auch über den Aufbau des Informatikschwerpunktes zu befinden sein. Direkt für den Betrieb der Universität notwendig ist die Erweiterung der Universität mit dem Projekt Platztor. Die beiden anderen Projekte sind als Chancen zu

betrachten. Ich würde deshalb sagen, dass 2018 nicht zu einem Schicksals-, sondern zu einem Chancenjahr wird. Im Jahre 2027 wird die HSG hoffentlich eine Universität sein, die mit einem modernen Campus einen ähnlichen Akzent wie schon heute die Wirtschaftsuniversität Wien zu setzen vermag. Wir wollen Standards setzen und unseren Auftrag als regional verankerte, global ausstrahlende Wirtschaftsuniversität, dank einer Medizinausbildung und verstärkten Kompetenzen in IT und Data Science, noch besser erfüllen können.



Text/Bilder
Alessandro Massaro



Text/Bilder
Fabian Klee

24 000 Franken Semestergebühren jährlich intransparent verwendet

Pro bezahlter Semestergebühr erhält der Verein Aiesec St. Gallen 1.50 Franken. Wofür das Geld verwendet wird, weiss die Universität nicht; Aiesec hält sich bedeckt.

Jedes Semester 1226 Franken. Dieser Betrag dürfte zumindest den Schweizer Bachelorstudenten der Universität St. Gallen nicht fremd sein: So viel bezahlen sie halbjährlich, um an der HSG studieren zu dürfen. Durchschnittlich kostet ein Studium an einer Schweizer Hochschule oder Fachhochschule gemäss Berechnungen des Bundesamts für Statistik aber rund 11500 Franken. Die Differenz zwischen tatsächlichen Kosten und Semestergebühren wird von Bund, Kantonen und Privaten getragen.

Drei Franken Mensa

Weniger bekannt hingegen ist, wie sich die Studiengebühren zusammensetzen, wohin die Beträge fliessen, welche Leistungen damit gedeckt werden. Ein Blick in die Gebührenordnung der Universität bringt Licht ins Dunkel. Von den 1226 Franken sind 1000 Franken sogenannte Kollegelder. Damit werden die Grundleistungen gedeckt. Auf der Masterstufe ist dieser Betrag 200 Franken höher. Weitere 100 Franken pro Semester entrichten die Studenten für Prüfungsgebühren.

Punkt 1.4 im Gebührenreglement schlüsselt den Restbetrag, die eigentlichen Studiengebühren auf: Von 126 Franken werden 35 Franken für «Leistungen an die elektronische Kommunikation» verwendet, 24,50 Franken für die Services der Bibliothek und weitere Leistungen, weitere vier Franken gehen an die schweizerische Urheberrechtsgesellschaft. Schliesslich erhält die Studentenschaft (SHSG) 26 Franken pro errichteter Semesterge-

bühr. Diese Beiträge werden für Projekte verwendet, welche allen Studenten zugutekommen.

Übrig bleiben nach dieser Rechnung noch 36,50 Franken, welche in die sogenannten «studentischen Selbsthilfeorganisationen» fliessen: 22 Franken für den akademischen Sportverband, zehn Franken für den Darlehens- und Stipendienfonds, drei Franken für die Genossenschaft Mensa. Letzterer Betrag wird für Aufwendungen wie etwa die Anschaffung eines Foccaccia-Ofens oder einer zweiten Kaffeemaschine im Bibliotheksgebäude verwendet. Summa summarum fehlen nun noch genau 1,50 Franken, um zum Total von 1126 Franken zu gelangen. Und wie es scheint, gibt es weder einen Rechenschaftsbericht, einen Geschäftsbericht, noch irgendwelche Informationen, die aufzeigen würden, wofür diese 1,50 Franken genau verwendet werden.

Seit 1955 jährlich 1.50 Franken

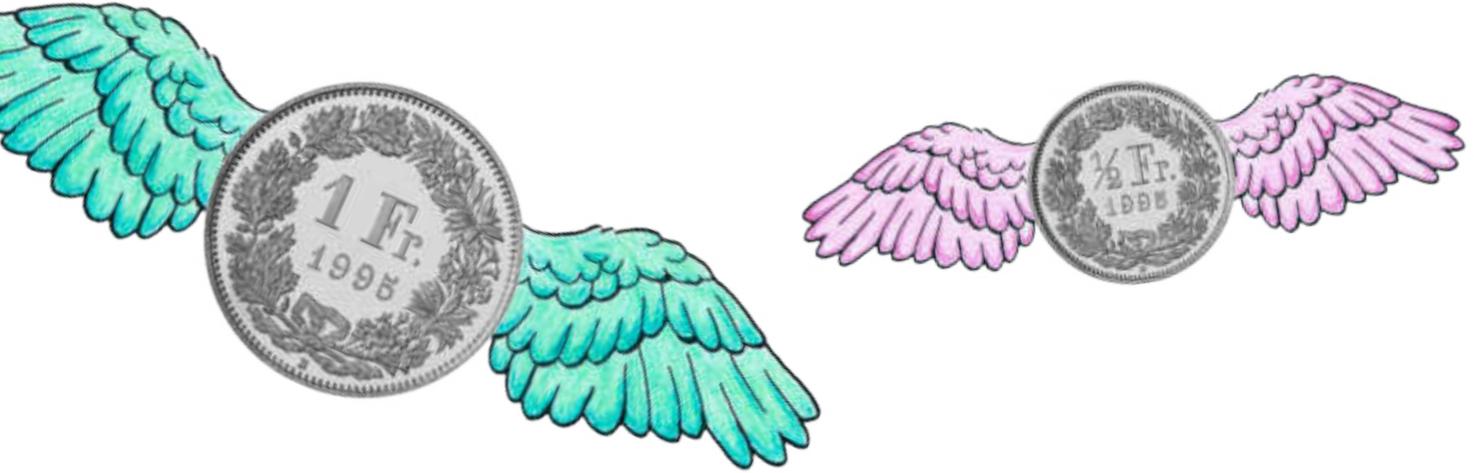
Was bekannt ist: Der Betrag von 1,50 Franken geht an den studentischen Verein Aiesec St. Gallen. Aiesec ist eine internationale Non-Profit-Organisation, welche internationale Praktika und Volunteering-Programme für Studenten organisiert. Aiesec St. Gallen war die erste schweizerische Ortsgruppe der Organisation und wurde 1951 durch HSG-Studenten gegründet. Es drängt sich die Frage auf, warum eine international organisierte Vereinigung, die in 127 Ländern präsent ist – oder zumindest deren Niederlassung in St. Gallen – Gelder erhält, die gemäss Gebührenordnung der HSG in «studentische Selbsthilfeorganisa-

tionen» fliessen. Schliesslich sollten die Gebühren für Projekte verwendet werden, von denen alle Studenten profitieren können. Die Antwort liegt im Jahr 1955. Damals hat die Studentenschaft den Gebührenanteil für Aiesec von 1,50 Franken beantragt und dieser wurde gutgeheissen. Die rechtliche Grundlage ist also vorhanden.

Man rechne: Im Jahr 1955 waren 572 Studenten an der HSG eingeschrieben, heute sind es 8 337. Seit 62 Jahren erhält Aiesec St. Gallen pro Jahr drei Franken aus jeder bezahlten Semestergebühr. Angeglichen an die jeweiligen Studierendenzahlen sind das bis heute über den Daumen gepeilt über 550 000 Franken, die über die Jahre in die Kassen von Aiesec St. Gallen flossen.

Keine Rechenschaft

Zugegeben, der Betrag von 1,50 Franken an sich ist unbedeutend klein. Was jedoch erstaunt: Aiesec muss weder gegenüber der Universität noch gegenüber den Studenten Rechenschaft darüber ablegen, für welche Projekte der Verein jährlich die rund 24 000 Franken ausgibt. Beim Aiesec St. Gallen Präsidium heisst es nur: «Wir überlassen es der Universität, die spezifischen Empfänger und Summen der Gelder zu kommentieren.» Bei der Universität weiss man indes nichts von einem Rechenschaftsbericht, den Aiesec abliefern müsste: «Es besteht unseres Wissens von Seiten Aiesec keine Verpflichtung eines jährlichen Reportings gegenüber der Universität», sagt HSG-Sprecher Marius Hasenböhler-Backes. Einzig die Budgets muss Aiesec dem Beirat vorlegen. Aber auch in diesen ist nicht er-



sichtlich, welchen Gegenwert die Studenten konkret für ihren Beitrag von 1.50 Franken erhalten.

Im Klartext heisst das: Entweder will Aiesec St.Gallen sich nicht über die Verwendung der Gelder äussern, oder aber man weiss nicht im Detail, für welche Projekte die Beiträge der Studenten verwendet werden. Beide Szenarien sind problematisch, handelt es sich hierbei doch um studentische Gelder, die Aiesec seit 1955 jährlich zufließen. Man darf erwarten, dass die Studenten ein Anrecht darauf haben, zu erfahren, wohin ihre Beiträge fließen.

Unbefriedigende Intransparenz

Dass die Aussage von Aiesec St. Gallen unbefriedigend ist, findet auch SHSG-Präsident Mario Imsand: «Hinter Aiesec steht ja eine Stiftung, die für die Projekte von Aiesec Gelder spricht. Sollte es sich hierbei auch um studentische Gebührengelder handeln, müssen die Studierenden transparent über deren Verwendung informiert werden.» Auch ein Blick in den Geschäftsbericht von Aiesec Schweiz hilft nicht weiter. Ausgewiesen für das Vereinsjahr 2014/2015 wird lediglich ein Verlust von 34 008 Franken bei einer Bilanzsumme von 119 000 Franken. 2013/2014 belief sich der Verlust auf 12 533 Franken.

Der jährliche Zustupf von rund 24 000 Franken durch die HSG-Studenten, welcher gemäss Aiesec die effektiven Kosten bei weitem nicht decken würde, wird vor dem Hintergrund dieser Zahlen in ein anderes Licht gerückt. Hinzu kommt, dass Aiesec St. Gallen gemäss Aussa-

gen mehrerer Studenten bis vor rund vier oder fünf Jahren auf dem Rosenberg ein ganzes Haus als Büroräumlichkeiten besetzte. Später wurde das Büro auf zwei Räume in den «Gründercontainern» unterhalb der Bibliothek reduziert. Heute hat Aiesec St. Gallen noch einen Büroraum. Das Geld schwindet, die Büros werden geräumt. Und nach wie vor wissen die HSG-Studenten nicht, was mit ihrem Beitrag passiert.

Wunsch nach mehr Unterstützung

Nicht zu leugnen ist, dass Aiesec mit seinen Projekten eine noble Sache unterstützt. Neben der Vermittlung und Koordination internationaler Praktika und Freiwilligeneinsätze, war Aiesec St. Gallen auch massgeblich an der Gründung der HSG Talents Veranstaltung beteiligt. Darum besteht auch eine Vereinbarung zwischen dem Career Service Center der Uni und Aiesec St. Gallen. Details dazu sind allerdings nicht zu finden.

Frappant ist, dass jegliche Transparenz über die Verwendung der studentischen Gelder fehlt. Bei Aiesec St. Gallen ist man sich dessen wohl nicht bewusst: Man sei dankbar für die Unterstützung, welche man erhalten würde. «Wir möchten die Universität und die SHSG ermutigen, die Förderung zu erhöhen – nicht nur für uns, sondern generell für die Vereine an der Universität», sagt die Präsidentin von Aiesec St. Gallen. Man glaube, dass die Verbreitung von Events und Aktivitäten über mehrere unabhängige Vereine und Clubs einen gesunden Wettbewerb schaffe, welcher letztlich zum «besten Resultat für alle Studenten und die Universität führt

– im Gegensatz zur Konzentration der Aktivitäten bei der Administration oder der SHSG».

Zumindest von einer Konzentration der Gelder bei der SHSG kann aber nicht die Rede sein. Als offizielle Teilkörperschaft der Universität ist die SHSG zudem der Transparenz verpflichtet. Das bestätigt auch Mario Imsand: «Die Aktivitäten der SHSG sind für alle Studierenden gedacht, und wir sind bemüht, stets im Interesse aller Studierenden zu handeln.» Man unterstütze Vereine in allen Belangen und biete mit den SHSG-Fonds auch die Möglichkeit zur finanziellen Förderung. «Wir fungieren als Verteiler, der sicherstellt, dass studentische Gelder transparent und bedarfsgerecht investiert werden können.»

Die Regelung der Kolleggelder, welche direkt an Vereine gelange, sei historisch gewachsen und in diesem Sinne eine Ausnahme. «Ich gehe davon aus, dass die Beiträge für Aiesec gerechtfertigt sind und auch im Sinne aller Studenten eingesetzt werden», sagt Mario Imsand. «Eine Entscheidung, welche vor 62 Jahren getroffen wurde, bedarf sicherlich mal einer Überprüfung.» Erst auf wiederholtes Nachfragen heisst es bei Aiesec, die Gelder würden primär zur Unterstützung der «Praktika und Volunteering Möglichkeiten» verwendet. Es ist unklar, ob von dieser Verwendung der Gelder wirklich alle Studenten profitieren – wie es die Idee der Solidarität dieser Beiträge eigentlich vorsehen würde. Und ob das Geld wirklich für diesen Zweck eingesetzt wird.



Text/Illustration
Nina Amann

Einfach einmal ohne

Alle kennen sie: Die Kontrolle am Morgen, bevor es zur HSG geht: Sind Schlüssel, Portemonnaie, Handy und Laptop dabei? Ich habe es mir einfach gemacht und die elektronische Hälfte zu Hause gelassen. Ein Selbstversuch.

Jeden Tag, an dem ich an die HSG gehe, setze ich meine Kopfhörer auf und schalte die Musik in meinem Handy ein. Dies mache ich immer auf dem Weg von der Haustüre zum Veloschopf. Dabei ist mir noch nie aufgefallen, dass die Nachbarn ein neues Auto haben. Doch heute schon, denn heute habe ich bewusst alle elektronischen Geräte daheim gelassen, um die Universität mit den Augen älterer Generationen zu betrachten. Naja, vielleicht haben sie das neue Fahrzeug auch erst seit gestern.

So mache ich mich mit meinem Fahrrad auf den Weg. Klar vermisse ich Songzeilen wie «Don't follow leaders, watch the parking meters» oder «Auch nach tausend Mal bleibt 1 die derbste Zahl» ein wenig, doch dafür höre ich die Primarschüler lachen, Vögel zwitschern und die Autos brummen. Als ich dann zum Veloplatz abbiegen will, muss ich nicht lange nach hinten schauen, um mich zu vergewissern; da kommt kein Fahrzeug. Nein, denn ich höre es ja. Als ich dann vom Veloplatz zum Eingang spaziere, sehe ich einen süßen Vogel. Keine Ahnung was das für einer ist, sieht aber aus wie ein Spatz in Fasnachtstracht.

Entzugserscheinungen

So gehe ich alsdann in die erste Vorlesung des Tages, kurz nach zehn ist die Zeit. Die Zimmernummern habe ich mir am Vorabend auf einen Zettel notiert, ganz klassisch. Eigentlich kann ich während der zwei Stunden der ganzen Sache auch ziemlich gut folgen, bin etwa aufmerksamer, als mit Handy und Laptop. Falls mir doch mal nach Ablenkung zu Mute ist, schaue

ich aus dem Fenster oder betrachte meine Kommilitonen. Was mir jetzt zum ersten Mal auffällt, und mich ziemlich stört, ist das Tastengeratter. Da frage ich mich, was denn die alle notieren, steht doch alles auf den Folien. Ein kurzer Blick auf einige der Laptops verrät mir, dass die sozialen Medien der Grund für das Geratter sind und nicht das Notieren von Gesagtem.

Ich muss eingestehen, dass ich während der ersten Vorlesung immer mal wieder an mein Handy gedacht habe. Wer mir wohl schreibt, was ich wohl verpasse. Langeweile kommt auf und es fällt mir schwer, diese zu stillen.

Nun denn, die Vorlesungen klappen auch ziemlich gut ohne digitale Helfer, oder eben Störer. Doch ich frage mich, wie so ein Universitätsbetrieb ohne PowerPoint und StudyNet funktionierte. Wahrscheinlich hat die Professorin einfach alles auf die Leinwand gekritzelt und man musste es abschreiben, etwa so, wie in all den Übungsstunden freitags. Diese Form von Unterricht war sicherlich für die Professoren mühsamer, wohingegen die Schüler nicht schlechter bedient waren. Eine Mitschrift prägt vieles besser ein, als nur eine Folie zu lesen. Ausserdem habe ich erfahren, dass vor den Zeiten des ServicePortals oder Compass die Noten einfach aufgehängt wurden. Die Guten oben, die Schlechten unten. Dies gibt dem Lied «Bück dich hoch» einen ganz anderen Sinn.

Nach diesen zwei Stunden wird es Zeit für einen Kaffee. An diesem Tag treffe ich mich immer um zwölf Uhr mit einem Kollegen, bevor wir wieder

getrennt in verschiedene Vorlesungen sitzen. Zum Glück habe ich ihm gestern geschrieben, dass ich das Handy nicht dabei haben werde und wir haben nach alter Manier den Treffpunkt schon einen Tag vorher fixiert. Hoffentlich kommt er auch, denke ich, als er ein wenig Verspätung hat. In der heutigen Zeit bedeuten Abmachungen und Pünktlichkeit nicht mehr so viel. Man ist ja immer erreichbar und kann schreiben, falls man den Bus verpasst. Dies stört tatsächlich und eine gewisse Angst schwebt immer mit. Doch er kam, Gott sei Dank.

Hier und Jetzt

Nach dem Kaffee geht es dann wieder in eine Vorlesung, Englisch Niveau II. Praktisch, da eigentlich nur geredet wird und sowieso niemand einen Laptop vor sich hat. Danach mache ich mit meinem Banknachbarn einen Termin ab, um unseren Vortrag vorzubereiten. Er müsse kurz zum Coiffeur, melde sich aber bei mir, sobald er fertig sei, um mich zu treffen. Ich entschuldige mich, da ich kein Handy dabei habe. Somit müssen wir eine Zeit festlegen. Das kommt mir ehrlich gesagt sehr entgegen, weil ich so nicht immer auf dem Sprung sein muss.

Als ich die zu überbrückende Zeit bis zum Treffen in der Cafeteria bringe, wird mir, nachdem ich etwas für die Uni gemacht habe, langweilig. Ich frage mich, ob ein Kollege, der nun an der Uni sein sollte, wohl Zeit für einen Schwatz hat. Leider werde ich dies ohne Handy nie erfahren und schaue somit bis zum Treffen den anderen Studenten zu. Ziemlich interessant, wie oft zwei Personen sich vis-à-



vis sitzen und doch beide am Handy sind. Unlängst habe ich ein Gespräch mit einer Kollegin geführt, die trotz Generation Y kein Smartphone besitzt: Es sei «Zeitverpömerung» und würde die sozialen Kontakte schwächen. Man teilt mit sozialen Medien einfach mehr, ohne es aber zu teilen.

Natürlich bin ich mit ihr einer Meinung, wer schon nicht. Doch diese cleveren Telefone bringen auch viele Vorteile. Man muss ihren Gebrauch einfach minimieren. So zum Beispiel einfach in der Tasche lassen, wenn man mit jemandem zusammen ist.

Denn keine Nachricht auf der Welt ist momentan wichtiger als das Gegenüber. Auch falls man sich gerade etwas fragt, etwa wie schwer ein Pferd ist, sollte man raten und kuriose Theorien aufstellen, anstatt einfach kurz nachzuschauen. Unterhaltung vorprogrammiert und die Lebensqualität wird sich erhöhen.

Nach all diesen Gedanken und spannenden Beobachtungen war das Warten dann schneller um als gedacht. Bei der Besprechung packen wir den Laptop erst gar nicht aus. Da ich Kuli und Block dabei habe und mir alles Wichtige darauf notierte, braucht es den ja sowieso nicht. Das Gespräch, so ganz ohne digitale Ablenkung in der Mitte, funktioniert bestens und wir sind extrem produktiv. Zum Schluss machten wir noch den nächsten Termin ab.

Jetzt wird es Zeit für meine letzte Vorlesung des Tages. Gegen Ende fällt mir auf, dass ich die ganze Zeit kein einziges Mal an mein Smartphone gedacht habe. Ich lebe im Hier und Jetzt und merke, wie unwichtig das Umfeld ist. Und das schon nach einem Tag.

Wissen ist nicht digital

Auch beim nach Hause radeln muss ich wieder auf meine Musik verzichten. Ist aber gar nicht so schlimm, denn ich bin aufmerksamer. Zu Hause angekommen, nehme ich mein Smartphone zur Hand und öffnete WhatsApp: Neun Nachrichten und dann noch sieben E-Mails. Vielleicht wird das ganze Social-Media-Zeugs einfach überbewertet.

Als ich das nächste Treffen für die Vortragsplanung, das ich am Tag abgemacht habe, in meinen digitalen Ka-

lender eintragen will, sehe ich, dass da schon ein Termin steht. Naja, einen kleinen Rückschlag musste ich wohl einstecken. Doch ein neuer Termin ist mit Hilfe von WhatsApp schnell gefunden.

Kurz darauf gehe ich an den Computer und schaue nach wie der bunte Vogel heisst: Kohlmeise. Das hätten meine Eltern wohl auch ohne Internet gewusst. Ich habe erst kürzlich einen Artikel gelesen mit dem tollen Einwurf, dass Informationen weder den Horizont erweitern noch klüger machen. Es braucht vor allem Wissen und das zu googeln geht leider nicht.

Somit empfehle ich allen, einfach mal das Handy zu Hause zu lassen, denn es nur schon in der Tasche dabei zu haben, macht einen grossen Unterschied. Man sollte die neuen Technologien nicht verteufeln, aber merken, dass sie nicht alles können und wenig ersetzen.



Text
Samuel Holenstein

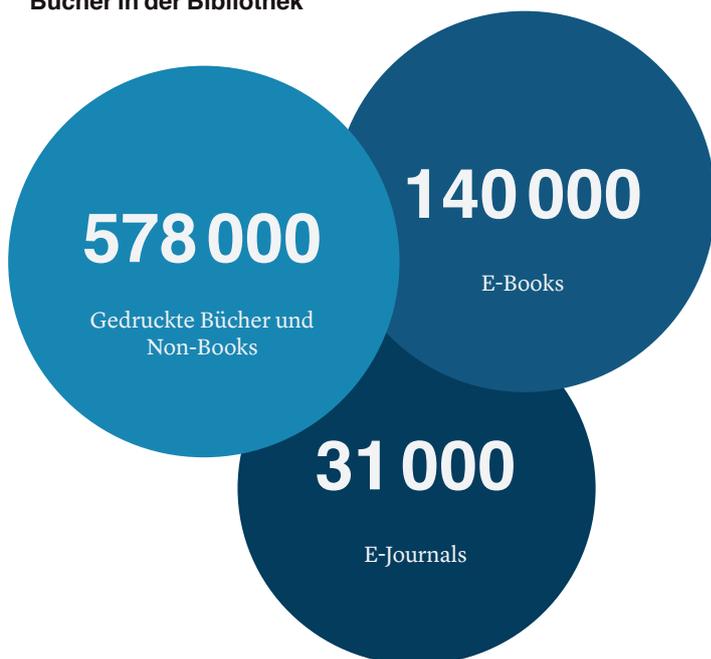


Illustration
Larissa Streule

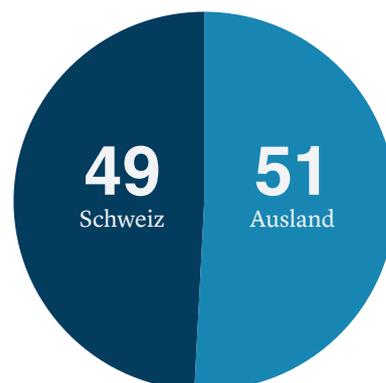
HSG in Zahlen

Jedes Jahr sammeln sich die Zahlen und Statistiken zur Universität St. Gallen. Eine Selektion der verblüffendsten Zahlen aus der Broschüre «HSG im Portrait».

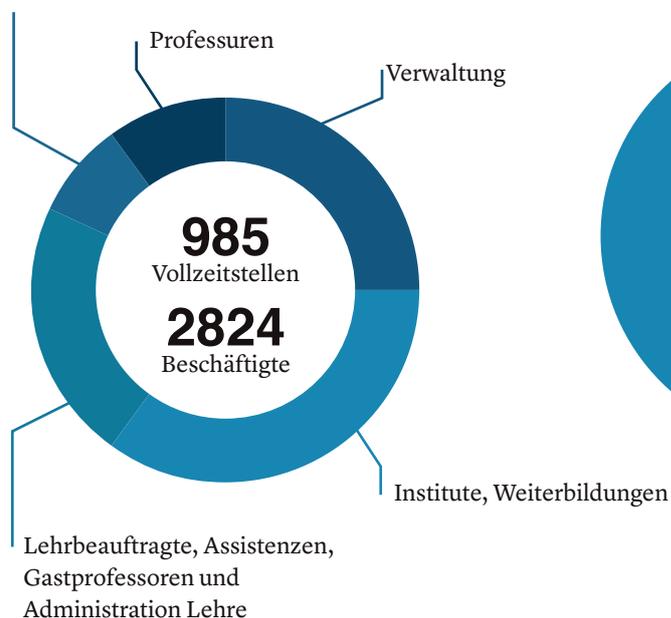
Bücher in der Bibliothek



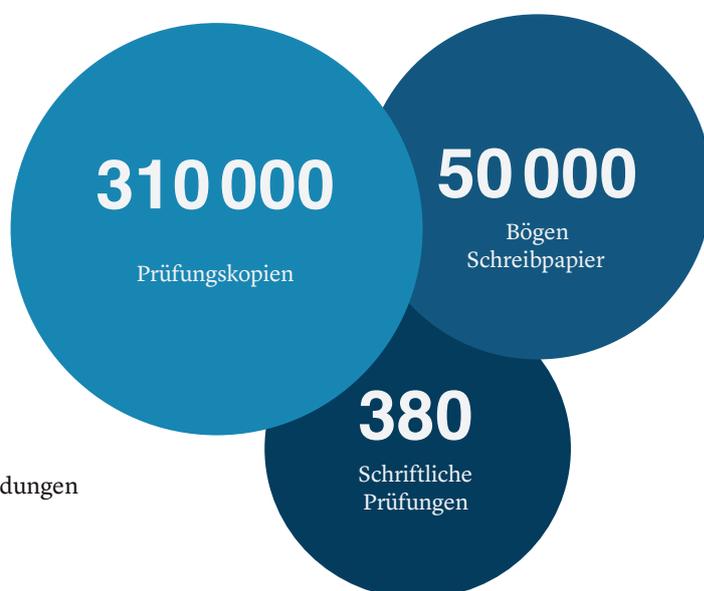
Herkunft der dozierenden Professoren in Prozent



Ständige Dozenturen, Assistenzprofessoren



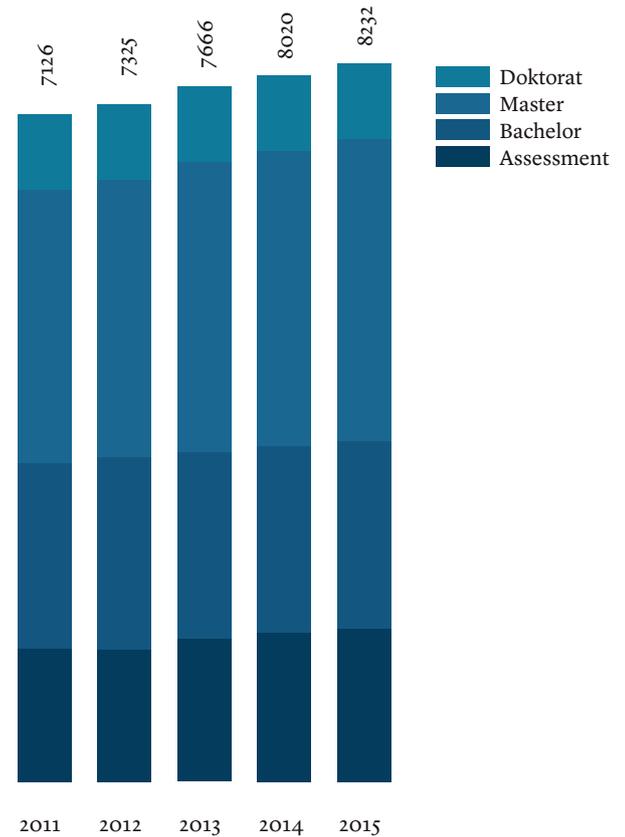
Jährliche verwendetes Prüfungsmaterial



Regionalwirtschaftliche Bedeutung



Immatrikulierte Studenten



Anzeige

Reto Meier

Alter: 27

Position: Business Analyst

Mein Job: BearingPoint ist eine Unternehmensberatung, die Management- mit Technologiekompetenz verbindet. In der heutigen digitalen Welt ist es kaum mehr möglich, Business und IT getrennt voneinander zu betrachten. Daher ist es umso wichtiger, Prozesse und Schnittstellen beider Bereiche zu verstehen.

Als Analyst bin ich Teil des SAP Advisory Teams und erhalte Einblicke in die unterschiedlichsten Industrien. Von der Konsumgüter- über die Produktionsindustrie bis hin zur öffentlichen Verwaltung durfte ich bereits spannende Projekte begleiten.

Meine Aufgaben: Meine Arbeit zeichnet sich durch viel Abwechslung aus und ist zeitgleich lehrreich; jeder Tag ist anders und kein Tag ist wie der andere. Innert kurzer Zeit konnte ich bei mir eine steile Lernkurve feststellen, da mir bereits zu Beginn viel Verantwortung übertragen wurde. Dank unterschiedlicher Projekte darf ich immer wieder neue Tätigkeiten, Leute und Städte kennenlernen. Seit ein paar Monaten bin ich auf Projekt in Bern stationiert, wobei auch Zeit bleibt, Stadt und Leute näher kennenzulernen.

Meine Ausbildung und mein Werdegang: Meine Karriere habe ich in «Business Administration» an der Universität St. Gallen begonnen, gefolgt von einem Master in «Business Innovation». Um Auslandserfahrung zu sammeln und eine neue Kultur kennenzulernen, habe ich ein Austauschsemester an der Jönköping

International Business School in Schweden absolviert. Im Ausland zu leben war für mich sehr bereichernd. Neben meinem Studium habe ich wichtige praktische Erfahrungen in der Industrie bei Zurich Financial Services, Ringier AxelSpringer Media AG und Maxon Motor gesammelt. Dabei konnte ich die Theorie der Universität sogleich operativ anwenden und habe erste Einblicke in den Arbeitsalltag erhalten.

Meine Zukunft: Ich möchte in unterschiedlichen Projekten und Branchen meine fachlichen Kenntnisse erweitern und vertiefen, um mein Profil als Berater abzurunden. Die vielseitigen Weiterbildungsmöglichkeiten bei BearingPoint geben mir die Gelegenheit auch mein methodisches Wissen zu vertiefen.

Mein Tipp für den Berufseinstieg: Neben einem abwechslungsreichen und fordernden Arbeitsalltag war es mir wichtig, dass das Arbeitsumfeld zu mir passt. Die offene Unternehmenskultur mit flachen Hierarchien und die Kollegialität bei BearingPoint sind essentiell, um tagtäglich motiviert am Ball zu bleiben.



Auf zur zweiten Runde

Gratuliere, wenn du das hier liest, hast du es durch das erste Semester geschafft. Um weiterhin auf der Erfolgswelle zu reiten, solltest du dir die prisma-Geheimtipps hinter die Ohren schreiben.

Wahrscheinlich hast du dir gerade zwei Wochen wohlverdiente Auszeit genommen, weil du noch nicht wusstest, ob du Semester Nummer eins überhaupt bestanden hast. Nun bist du im Stoff zwei Wochen im Rückstand. Aber keine Sorge, wenn du es bis hierhin geschafft hast, dann schaffst du es auch ohne Probleme durch das zweite Semester. Ohne Probleme, wenn du dich an nachfolgende Tipps und Tricks hältst.

Allgemeine Benimmregeln

Wie du sicher schon festgestellt hast, wird es langsam aber sicher schwierig, sich mit normalbürgerlichen Nicht-HSG-Studenten zu unterhalten; eventuell fallen auch deine Eltern darunter. Um das Verhältnis zu Hause nicht zu trüben, ist es wichtig, dass du ihnen weiterhin das Du gewährst. Zudem solltest du das Klischee der HSG aufrechterhalten. Dazu empfehle ich dir, jeweils freitags nicht an den Übungsstunden teilzunehmen. Nur so kann gewährleistet werden, dass dein Kater vom Mittwoch bis zum Wochenende hin auskuriert ist, sodass du zu Hause in voller Pracht glänzen kannst.

Das allseits gefürchtete SGMM

Falls du das Buch schon einmal aufgeschlagen hast, ist dir bestimmt einer der ersten Sätze darin ins Auge gestochen – und das ist folgender: «Mache Dinge so einfach wie möglich, aber nicht einfacher.» Wenn du dir dessen bewusst wirst, kannst du das nötige Verständnis dafür aufbringen, dass sich das SGMM zahlreicher Wortneuschöpfungen bedient. Der Sinn dieses Buches liegt schlussendlich ja darin, eine einheitliche Sprache zu etablieren. Um diesem Zwecke nachzukom-

men und deine Endnote in BWL zu verbessern, solltest du unbedingt versuchen, möglichst viele dieser abenteuerlichen Begriffe im Alltagsleben zu verwenden. Verschwende also keine Zeit damit, die Definitionen auf den Folien auswendig zu lernen, sondern versuche, bei deinem nächsten Einkauf reflexiv in der Kommunikation von Entscheidungen mit deiner Umwelt zu interagieren und den Erwartungserwartungen Rechnung zu tragen.

So wirst du zum IP-Überflieger

Das Integrationsprojekt ist deine Chance, einen steilen Karriereweg einzuschlagen. Du lernst zum ersten Mal, dass alles was du lernst extrem hilfreich ist – denn hätte die Swissair einen Assessi wie dich eingestellt, hätte so etwas nie passieren können. Deshalb ist es wichtig, dass du dieses Projekt sehr ernst nimmst und dich mindestens einmal wöchentlich – vom Mittwochabend im Trischli abgesehen – mit deiner Gruppe triffst. Um

zusätzlichen Eindruck bei deinen Kommilitonen zu schinden, solltest du jede Woche über mehrere Stunden Räume reservieren, dafür haben sie mit Bestimmtheit grösstes Verständnis. Am Ende des Semesters weisst du dann mit bestechender Sicherheit, dass deine Gruppe die beste sein wird, da die Notengebung keinesfalls vom Betreuer abhängt und völlig fair ist.

Falls alles nicht hilft...

...dann stirbt die Hoffnung zuletzt und du kannst noch immer auf «die Kurve» hoffen. Als Ultima Ratio nimmst du dir einen Anwalt, der dir rechtlich versichert, dass du für deine Antworten mehr Punkte verdient hättest und das Assessment 2.0 auf keinen Fall deinem eigenen Versagen geschuldet ist.



Text

Stephanie Rüeegger



Illustration

Larissa Streule



Feuer unter dem Stupa-Dach

Wenn sich Parlamentarier um ihre Eigeninteressen sorgen, bleiben die Interessen der Studenten auf der Strecke. Ein Kommentar.

Den grössten Teil des vergangenen Semesters schlug sich das Studentenparlament (Stupa) mit dem Thema der Rügen herum und versuchte, sich im Fall eines Parlamentariers, der sich ohne Vorankündigung für den Austausch ins Ausland abgesetzt hatte, einig zu werden (prisma berichtete in Ausgabe 367). In der letzten Parlamentsitzung am 15. Dezember letzten Jahres kam es schliesslich zum Eklat.

Die versammelten Abgeordneten wollten ein letztes Mal über den Fall diskutieren und darüber abstimmen. Die Stimmung war aufgeheizt und liess erahnen, dass die Versammelten die Thematik so schnell wie möglich hinter sich bringen wollten. Es war bereits genügend Zeit damit verschwendet worden.

Als schliesslich ein Parlamentarier in einem fünfminütigen Plädoyer versuchte, sich für den Studenten einzusetzen, der sich pflichtwidrig verhalten haben soll, wurde ihm von der Präsidentin das Wort entzogen. Das Geschäftsreglement spricht dem Präsidium das Recht zu, die Verhandlung zu leiten und die Ordnung im Saal sicherzustellen. Ob darunter auch der Entzug des Rederechts subsumiert werden kann, sei dahingestellt. Was viel mehr über die vorherrschende Kommunikationskultur im Stupa aussagt, ist die Tatsache, dass sich der Abgeordnete danach in einer E-Mail an die prisma-Redaktion darüber echauffierte, dass er mundtot gemacht worden war.

Eigeninteressen im Fokus

Der Präsidentin muss man zugutehalten, dass sie zwei Mal auf die begrenzte Zeit hingewiesen hatte und erst nach diesen beiden Verwarnungen und nach Ablauf der gewährten Zeit den Parlamentarier in seinem Rede-

fluss unterbrach. Auch bei einem anderen Votum machte sie den entsprechenden Redner darauf aufmerksam, dass er bitte zum Punkt kommen möge. Es fand also keine Ungleichbehandlung oder Beeinflussung der demokratischen Entscheidungsfindung durch das Präsidium statt. Fakt ist: Die Meinungsäusserung wurde aus einem völlig banalen Grund abgeklemt; es fehlte schlichtweg die notwendige Zeit für eine längere Debatte. Das 09-Gebäude schliesst um 22.00 Uhr.

Die bei prisma eingegangene E-Mail zeigt jedoch eines ganz besonders gut: Im Stupa wurde in letzter Zeit viel über sich selber geredet. Es scheint, dass bei den Mitgliedern diesbezüglich zunehmend eine Unzufriedenheit herrscht; die Emotionen werden für Themen aufgebraucht, für die man sich nicht ins Stupa hat wählen lassen. Das zehrt an den Nerven, welche für grössere und vor allem wichtigere Projekte in der Zukunft noch gebraucht werden. Woran liegt das?

Die Ineffizienz als Kommunikatioskiller

Die Debatte gehört zum Kerngedanken eines jeden Parlaments. Damit sich eine solche überhaupt erst entfalten kann, braucht es eine effiziente Gestaltung der Parlamentssitzungen und eine gesunde Kommunikationsarchitektur.

Das Studentenparlament mit seinen ellenlangen Traktandenlisten, macht es für jene Personen schwierig, die etwas präsentieren möchten, geschweige denn ein länger als fünf Minuten andauerndes Plädoyer abgeben möchten. Weiterhin erscheinen einige Parlamentarier nur bedingt oder nicht vorbereitet an die Sitzungen. Manchen muss noch erklärt werden, worüber jetzt überhaupt abgestimmt wird.

Nicht verwunderlich, steht durch diese Ineffizienz zu wenig Zeit für konstruktive Meinungsäusserungen in der Sitzung zur Verfügung. Auch geht die Qualität der Diskussion damit unweigerlich verloren.

Das Präsidium scheint das Problem der Ineffizienz mit dem Entzug des Rederechts lösen zu wollen, was alles andere als optimal ist. Dennoch ist der zunehmend aufkommende Tenor im Stupa eindeutig: Man möchte sich zunehmend auf die Interessen der Studenten konzentrieren, für deren Vertretung man sich schliesslich hat wählen lassen.

Ob es gelingt, das Feuer unter dem Dach des Studentenparlaments zu löschen, wird sich zeigen. Denn wie das Stupa es in der aktuell vorliegenden Ausgabe auf Seite 39 selbst schon auf den Punkt bringt: «[...] wie es das *Stu* vor dem *Pa* sagt, wäre es nicht zweckdienlich, zu hohe Massstäbe – andere Massstäbe als es eine Organisation von Studierenden erfordert – anzulegen.»

Bild Wikimedia Commons



Text
Alessandro
Massaro

Sardellen für gratis Trinkspass

Die Zukunft der HSG wird oft diskutiert. Kaum Beachtung erhält indes die Vergangenheit. Deshalb wagt das prisma mit dem Zeitzeugen Jürg Widmer, meinem Grossvater, den Blick hinter die Kulissen der HSG vor mehr als 50 Jahren.

Das Funkeln in seinen Augen werde ich nie vergessen. Die Freude und den Stolz wollte er der ganzen Welt mitteilen. Mein Grossvater, selbst HSG-Alumnus, war begeistert von meiner Entscheidung an der Universität St. Gallen den akademischen Abschluss zu machen. Selbst stolzer Absolvent der HSG und immer noch Mitglied der Alumni wurden bei ihm alte Erinnerungen an seine Studienzeit wach. So erzählte er, dass man sich bloss für Russisch einschrieb, weil die Professorin berühmt berüchtigt dafür war, später noch etwas mit ihren Studenten trinken zu gehen. Besonders in Erinnerung geblieben ist meinem Grossvater jedoch der Ausflug nach

Paris, organisiert von der französischen Handelskammer. Diese einmalige Gelegenheit erhielt er aufgrund der Zimmervermittlung für Studenten, welche er organisierte. Generell war mein Grossvater sehr aktiv, nebst dem Engagement in akademischen Klubs, war er bei der damaligen Skriptekommission tätig. Dieses Engagement wurde von den Dozenten sehr geschätzt.

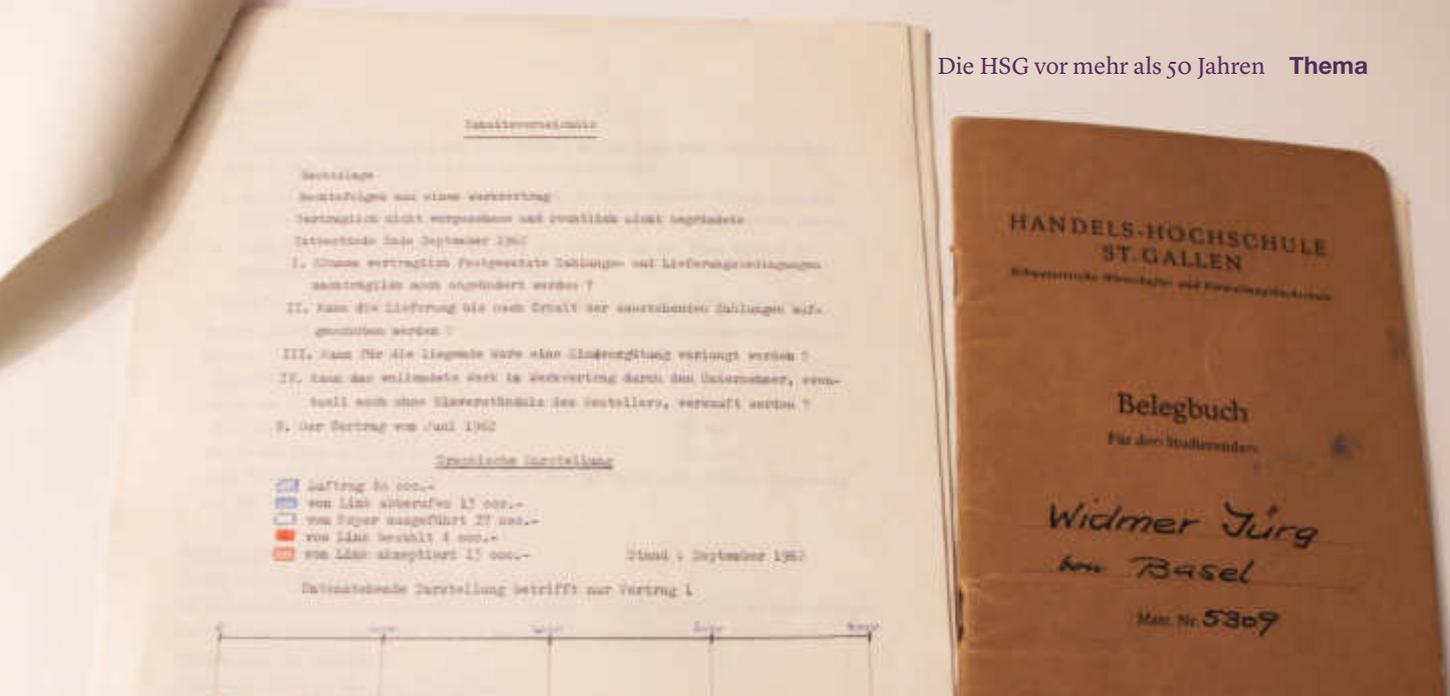
Früher war alles familiärer

Ob früher alles besser war, sei dahingestellt. Dass es jedoch an der HSG familiärer zugeht, steht ausser Frage. Dies ist bei einer Studentenschaft von 900 Personen im Vergleich zu den heutigen über 8000 Studenten selbst-

verständlich. Das familiäre Feeling war vor allem vom engen Kontakt zu den Dozenten geprägt. Die Professoren kannten ihre Studenten beim Namen. Aufgrund des Testat-Heftchens, eine Art Anwesenheitsbüchlein, war der persönliche Kontakt gewährleistet. So mussten Studierende jeweils vor und nach der Stunde beim Dozenten eine Unterschrift einholen. Dass heisst jedoch nicht, dass von den Studenten immer alle Vorlesungen besucht wurden. Die Vorlesungen jener Dozenten, die nichts als ihre eigenen Bücher zitierten, wurden oft durch Jasskarten und Bier ersetzt. Unersetzlich waren hingegen die Einladungen der Dozenten und einmal sogar des Rektors Walter Adolf Jöhr zum gemeinsamen Schneewandern im Toggenburg.

Genauso gang und gäbe waren andere Veranstaltungen mit den Dozenten. So konnten die Studenten unkompliziert mit den Professoren ein Schwätzchen halten. Zu politischen Diskussionen wurde von einem Professor namens Kurt Furgler geladen. Furgler wollte damit seine Popularität steigern, um dann später Bundesrat werden zu können. Damals war es auch möglich, sich einen Spass mit einem Professor zu erlauben und dessen Frau zu entführen. Die Professoren waren jedoch nebst witzig und ehrgeizig auch weise. So riet der spätere Rektor Willi Geiger meinem Grossvater vom Doktorieren ab. Begründung: Er sei ein Praktiker. «Dass kann nur einer sagen, der einen kennt», meinte mein Grossvater dazu. Gerechtigkeit war ein anderer Wesenszug vieler Dozenten. So gingen viele





Professoren gezielt gegen Herablassungen vor. Einige seien sogar sozial gesinnt gewesen. Leibhaftig erinnert sich mein Grossvater an den kratzhaften Professor. «Das war damals eine Revolution», beschreibt Widmer diese Entscheidung des Dozenten.

Doch nicht nur das Studium war viel familiärer, als dies heute der Fall ist. Auch das Wohnen war von heimeliger Vertrautheit geprägt. So lebten viele Studenten, die nicht aus der Ostschweiz stammten, bei sogenannten Schlummermüttern. Sie halfen diesen älteren Damen im Haushalt und erhielten dafür Kost und Logis umsonst. Wohngemeinschaften wie es sie heute gibt, waren grösstenteils inexistent.

Charakteristiken überleben die Zeit

Der Ruf der HSG als Eliteuniversität ist nicht erst seit gestern etabliert. Schon in den 60er-Jahren war die HSG sehr renommiert. Jürg Widmer, Student der HSG in den 60ern, hatte damals die Wahl zwischen der Universität Bern und der HSG. Andere Universitäten boten seinen gewünschten Studiengang, namens *Rerum publicarum*, nicht an. Die Universität seiner Heimatstadt war ihm zu gewöhnlich und der exzellente Ruf der Hochschule überzeugte ihn viele Kilometer entfernt von seiner Heimatstadt zu studieren. Der überdurchschnittlich hohe Ausländeranteil an der HSG war schon dazumals gegeben. Es waren vor allem norwegische Staatsangehörige, die an der HSG studierten. Deutsche und Österreicher waren eher selten.

Neben dem Ruf der HSG hat sich auch das blühende Vereinsleben derselben gehalten und sogar noch weiter

entwickelt. Den Akademischen Klub, dem mein Grossvater angehörte, gibt es indes nicht mehr. Lebendig ist der Klub allein noch in den Köpfen der ehemaligen Mitglieder: «In der nicht farbtragenden Verbindung zahlte damals derjenige, der zuerst unter dem Tisch lag», erzählte Widmer. Er fuhr fort, dass darum die Studenten auf der Toilette Sardinen verspeisten und so mehr zu trinken vermochten. So war ihnen der Trinkspass umsonst gewährleistet. Dafür sorgten jedoch auch teilweise Prof. Dr. Kaufmann und seine Frau, indem sie die Ausflüge des akademischen Klubs mit Getränken belieferten. Der Steuerrechtsprofessor verfolgte damit aber keine materialistischen Ziele. Seine Motivation war eine intrinsische: Begeisterung für diese Verbindung.

Ohne Technik geht's auch

Mit den Computern im Keller anstatt auf den Tischen ist digitales Arbeiten schwer. Natürlich gab es in den 60er-Jahren bereits die ersten Computer, jedoch waren diese nur für Spezialisten gedacht. Für die Notizen wurde deshalb auf Schreibmaschinen zurückgegriffen. Diese waren jedoch nicht in jedermanns Besitz. Jürg Widmer hatte das Glück die seines Grossvaters zu besitzen. Mit seiner «Hermes Baby» konnte er schnell und einfach die zentralen Punkte der Vorlesung festhalten. Die während den Seminaren verteilten Blätter wurden ebenfalls mit Hilfe von Schreibmaschinen erstellt. Ansonsten gab es keine auch nur annähernd technische Hilfsmittel. Die Professoren schrieben auf die Tafel oder erzählten frei,

fast so, wie es sich viele von uns aus der Primarschule gewohnt sind. Auch für den Umzug auf den Rosenberg im Jahr 1963 wurde auf Menschenkraft gesetzt. So schleppten Studenten die Kisten von der Stadt auf den Hügel. Dafür wurde ein Umzug-Komitee gegründet. Monetär entlohnt wurden die Studenten zum Dank indes nicht. Dafür gab es eine Einladung zum Essen.

Die fehlende Technik sowie die massiv kleinere Anzahl an Studenten machten ein Bidding nicht nötig. Eine Startwoche gab es nicht und das Assessmentjahr erst recht nicht. Das heisst jedoch nicht, dass sich die Studenten nicht beweisen mussten. Die HSG galt als strenge Hochschule, während viele andere Universitäten ziemlich leger waren. So war es Jürg Widmer auch nicht möglich, sich wie im Gymnasium kaum mit der Materie zu beschäftigen. «Mein Vater sah an der HSG eher als im Gymnasium, ob ich etwas machte», meinte Widmer dazu. Aufgrund seiner eher faulen Art im Gymnasium wurde er auch als beinahe Klassenschlechtesten von seinen damaligen Mitschülern belächelt als er kundgab, dass er an der HSG studieren werde. Abgeschlossen hat der pensionierte Steuerrevisor dennoch ziemlich anständig. Anhand dieses Beispiels zeigt sich der hohe Stellenwert eines Abschlusses der HSG in der Wirtschaftswelt.



Text/Bild
Laura Rufer

Generationenstreit um die AHV?

*Der Begriff der Generationengerechtigkeit versperrt zuweilen den Blick auf die in Realität viel komplexere Verzahnung von Lebensentwürfen der Schweizer. Ein Plädoyer für eine nüchterne und solidarische Diskussion
Vorlage zur Altersvorsorge 2020.*

Die, die weniger Kinder auf die Welt bringen, sind Schuld.» «Ah, selbst ungewollt kinderlose Paare sollen noch für ihre unerfüllten Wünsche vom Staat bestraft werden?» «Das hat ja nichts mit einer Bestrafung zu tun, das ist bloss ein Fakt. Dadurch, dass es weniger Kinder gibt, ist die Rente nicht gesichert. Und sowieso, findest du es etwa gerecht, dass die alten Generationen jahrelang in die AHV einbezahlt haben und jetzt einige von ihnen mit Altersarmut zu kämpfen haben?»

Die AHV und das Thema der Gerechtigkeit – etwa so könnte eine hitzige Diskussion darüber klingen, wenn man in den Esszimmern, Zugabteilen und selbst in der Wandelhalle des Bundeshauses dieses Landes etwas genauer hinhört.

Die Schweizerische Altersvorsorge basiert auf drei Säulen: Die erste Säule funktioniert nach dem Umlageverfahren, das heisst, die heutige arbeitende Bevölkerung zahlt für die aktuellen Rentner ein. In die zweite Säule hingegen wird nach dem Kostendeckungsverfahren in die betrieblichen Pensionskassen eingezahlt. In der dritten Säule soll eine private Vorsorge, teils auch steuerbefreit, ermöglicht werden. Das Risiko des demografischen Wandels in der ersten Säule und das der Finanzmärkte in der zweiten Säule sollen miteinander ausbalanciert werden. Die Schweizerische Altersvorsorge ist ein komplexes Gebilde aus drei Säulen, dessen finanzielle Entwicklung auch gerade aufgrund des demografischen Wandels nur schwer voraussehbar ist. Gewisse Entwicklungen sind aber abschätzbar,

so zahlten gemäss des Bundesamt für Statistik im Jahre 1975 noch durchschnittlich 3,9 Junge für einen Rentner in die AHV ein, im Jahre 2015 waren es nur noch 3,7 Junge pro Rentner. Diese Effekte werden sich in den kommenden Jahren noch verstärken. Ausserdem ist die Lebenserwartung der Schweizer in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen, was auch zu einer längeren Rentenbezugsdauer und damit zu einer weiteren Belastung der AHV führt.

Fragestellungen der Generationengerechtigkeit

Schon vor der Abstimmung zur AHV-Plus Initiative, welche eine Erhöhung der AHV-Rente um zehn Prozent forderte, haben die Befürworter und Gegner der Initiative am Begriff der «Generationengerechtigkeit» ihre Säbel gewetzt. So war beispielsweise in der Berner Zeitung zu lesen: «Ein AHV-Ausbau in dieser Konstellation wäre fast schon ein Grund, den Generationenvertrag zu kündigen.» Während auf der Seite der Befürworter von einem Angriff der Gegner auf eine starke AHV unter dem «Deckmantel der Generationengerechtigkeit» die Rede war. Nun, wo das Differenzbereinigungsverfahren zu der Vorlage «Altersvorsorge 2020» von National- und Ständerat ansteht, wird unter dem politischen Kampfbegriff der Generationengerechtigkeit noch immer die Flagge gehisst. So wurde beispielsweise in der NZZ für eine «generationengerechte AHV-Finanzierung» durch die Einführung einer Schuldenbremse und im Angesicht der gestiegenen Lebenserwartung für eine Er-

höhung des Rentenalters plädiert. Während die SP auf ihrer Website titelt: «Geradezu unverantwortlich ist wie sie [die SVP und die FDP] die Solidarität zwischen den Generationen mutwillig angreifen.»

Der Gedanke der Generationengerechtigkeit taucht schon in der Präambel der Bundesverfassung auf, klar die Verantwortung für die kommenden Generationen ausdrückt, aber auch generell das Wohl der Schwachen als Leitgedanke der Verfassung festsetzt. Die heutigen Generationen sollen also das Wohl der kommenden Generationen und aller sozioökonomisch schwächeren Gruppe in ihre Überlegungen einbeziehen und diesbezüglich nachhaltige Entscheidungen treffen.

Folgt man den politischen Diskussionen, dann erweckt es den Anschein, als ob entweder die «Alten» oder die «Jungen» bei dieser Vorlage gewinnen könnten. Doch mit dem Altsein ist es wie mit dem Fremdsein, die Wahrscheinlichkeit ist zum Glück relativ hoch, dass man es selber mal sein wird. Die «Alten» von heute sind ja schliesslich die «Jungen» von gestern. Die Vorstellung, dass sich bei der AHV zwei unvereinbare Entitäten, die «alte und die junge Front» gegenüberstehen sollen, ist falsch. Die älteren Generationen sonnen sich nicht nur auf der Terrasse ihrer Ferienhütte in Thailand, sondern finanzieren auch die Ausbildung der jüngeren Generationen, kümmern sich um die Enkelkinder und vererben ihnen ihr Vermögen. Diese informellen, sozialen und monetären Transfers von Alt zu Jung sind äusserst vielseitig, und zahlen-

mässig höher als die informellen Transfers von Jung zu Alt. Den älteren Generationen «dolce far niente» vorzuwerfen, ist ungefähr gleich undifferenziert wie den jüngeren ihre längeren Ausbildungszeiten und ihre Auslandsemester anzukreiden und ihnen die tieferen Geburtenraten übel zu nehmen. Gerade die gesellschaftlichen Änderungen, der jede Generation ausgesetzt ist, machen das Kalkulieren der Risiken so schwer.

Wenn wir von Generationengerechtigkeit sprechen, meinen wir in der Schweiz nicht nur die kommenden Generationen, sondern auch die zwei Generationen von Rentenbezüglern und Rentenzahlern, welche sich nun in der politischen Diskussion so unversöhnlich gegenüber zu stehen scheinen. Der Begriff beinhaltet aber nicht nur Fragen der intergenerationalen Gerechtigkeit, sondern auch der intragenerationellen Gerechtigkeit. Steckt ein Rentner in finanziellen Schwierigkeiten und ein Anderer nicht, bedeutet dies vielleicht, dass ein AHV Beitragszahler zusätzlich finanziell seinem Elternteil aushelfen wird und ein anderer das nicht tun muss. Wird das Rentenalter flexibilisiert, könnte das für Gutverdienende bedeuten, dass sie sich eine frühere Pensionierung leisten könnten als schlechter Verdienende.

Der Zankapfel des Rentenalters

Ähnliche intragenerationelle Gerechtigkeitsfragen stellen sich auch bei der Angleichung des Rentenalters der Geschlechter. Es können politische Stimmen vernommen werden, die meinen, dass eine Erhöhung des Rentenalters für die Frau solange noch ungerecht sei, wie diese in der Arbeitswelt für gleiche Arbeit noch

nicht den gleichen Lohn erhalten. Das erscheint aber nur wenig einleuchtend, da wir eine Ungerechtigkeit schlecht als solche belassen können, mit der Argumentation, dass noch andere Ungerechtigkeiten zu bekämpfen seien. Stattdessen würde es Sinn machen, sich jeder Ungerechtigkeit Schritt für Schritt annehmen zu wollen.

Wenn man also genauer hinschaut, stellen sich bei der AHV komplexe Solidaritätsfragen mit einem langen Planungshorizont und mit ein paar unbequemen, unbekanntem Grössen. Die sozialen und wirtschaftlichen Interdependenzen zwischen Jung und Alt sind aber zu vielschichtig, als dass man sie auf die Idee «die älteren Generationen dort und wir hier» vereinfachen sollte.

Mut zur Solidarität

In einer Welt der zu einfachen politischen Patentrezepte, in Zeiten der zu starken Personalisierung der Politik inklusive Dominanzgehabe und teils blutleeren politischen Programmen, brauchen wir gerade bei solchen sozialpolitischen Themen den Mut, solidarische Werte zu vertreten. Ausserdem sollte es auch in der Politik zum guten Ton gehören können, Wissensdefizite zugeben zu dürfen, ohne auf der ganzen Linie als Politiker an Glaubwürdigkeit und Zustimmung zu verlieren. Jeder Bürger darf von den

gewählten Parlamentariern in der momentanen Diskussion erwarten, dass diese nicht nur mit der nötigen Kompromissbereitschaft ans Werk gehen, sondern auch statt ideologischer Grabenkämpfe die realen gesellschaftlichen Konsequenzen ihrer Voten ins Auge fassen. Die Aufgabe der fünften Staatsgewalt der Schweiz, des Stimmvolks, wird es sein einen verantwortungsbewussten Gang an die Urne einzulegen, sollte die Altersvorsorge 2020 vors Volk kommen. Aufgrund des demografischen Wandels sei dann vor allem den jüngeren Generationen ans Herz gelegt, ihre Stimme abzugeben. Es bleibt aber sowieso zu hoffen, dass wir alle unsere Stimmkraft nutzen werden und dabei nicht nur unser eigenes Wohl, sondern auch das unserer Eltern, Grosseltern, sowie das unserer allfälliger Kinder und Enkel ins Auge fassen.



Text

Melania Klaiber



Bild

Larissa Streule



Generation Y, auffällig unauffällig oder unverbesserliche Gutmenschen?

Die Meinungen zur Generation Y, auch Millennial Generation genannt, driften auseinander. Einerseits wird diese Generation als faul, narzisstisch und sprunghaft beschrieben, andererseits heisst es, es sei die Generation jener, die ein Zeichen setzen und diese Welt verbessern möchten.

Stephanie Rügger ist der Meinung, dass Millennials sehr wohl verwöhnt sind, doch diese Sorglosigkeit zur Weltverbesserung nutzen.

Geboren zwischen 1980 und dem Jahre 2000, geboren mit der Schuld, als Kind der Generation Y, als Nichtstuer abgestempelt und von Erwartungen freigestellt. Millennials: Ein Ausdruck, der sich vor allem auf die Jugend westlicher suburbaner Orte bezieht und unserem Luxusleben gerecht wird – so heisst es zumindest, denn die meisten von uns brauchten nicht stundenlang zu Fuss zur Schule zu gehen, mussten ihren Eltern nicht im Stall helfen, und nahmen es als selbstverständlich hin, auch als Mädchen ein Recht auf Bildung zu haben. Es ist somit wohl wahr, dass wir die Generation sind, die verwöhnter und luxuriöser aufgewachsen ist als jede andere zuvor, doch dies macht uns nicht zu faulen Narzissten, im Gegenteil: Wir wuchsen so sorglos auf, dass wir Zeit hatten, uns mit anderen Themen als der Existenzangst zu beschäftigen.

Unsere Grosseltern investierten viel Zeit in die Ernährung der Familie, unsere Eltern führten diesen Brauch weiter. Mit unserer Generation endet diese Tradition. Wir müssen uns um nichts kümmern, müssen uns keine Sorgen machen, dürfen einfach leben, und genau daher kommt unsere Überzeugung, unser Glauben an eine veränderte Welt. Und weil wir so viel Zeit haben, so viel reisen durften und die Technik uns zur Seite steht, sind wir die Generation, die Idee säen und eine bessere Welt heranwachsen lassen kann.

Warum wir eben nicht narzisstisch sind

Wir leben in einer Welt, die konstant in Bewegung bleibt. In einer Zeit, in der man weder weiss, welcher Arbeit man später nachgehen will, noch ob dieser Job überhaupt schon existiert, oder noch existieren wird. In einer Zeit, in

der sich alles ständig ändert, in der nichts mehr bleibt, wie es mal war, alles aufgewühlt ist – was gäbe es in dieser Generation dann besseres zu tun, als an sich selbst zu arbeiten, sich selbst zu verbessern und diese Zeit zu nutzen? Viele von uns wollten einmal Grosses erreichen, wollten die Welt von Grunde auf erneuern, verbessern, viele wurden älter und haben realisiert, dass dies nur in kleinen Schritten möglich ist, also warum nicht bei sich selbst beginnen? Narzissmus ist nicht der Ausdruck, mit dem unsere Generation beschrieben werden sollte. Viel eher sind wir durch Selbsterkennung, Selbstfindung und Selbstbewusstsein zu definieren. Wir sind nicht die verlorene Generation, sind keine Nichtstuer, im Gegenteil, wir beginnen dort, wo wir am meisten verändern können, und das ist bei uns selbst.

Nicht dem Leben mehr Tage, sondern dem Tag mehr Leben geben

Statistisch gesehen möchte unsere Generation viel weniger arbeiten, als all die Generationen vor uns. Uns ist Reichtum allein nicht mehr ausreichend und das Weiterführen eines Familienbetriebs auch nicht immer notwendig. Wir sind die erste Generation, die alles hat, nichts mehr muss, vieles kann und noch mehr darf. Wir sind auch die Generation, die von Anfang an auf das Berufsleben vorbereitet wird, jedoch mit grosser Wahrscheinlichkeit die Zeit miterleben wird, in der Menschen von Maschinen abgelöst werden. Also was wäre besser geeignet, als genau jetzt zu verstehen, dass Arbeit und Konsum nicht das Ziel unseres Lebens sein kann und dass wir uns am Ende des Tages die wertvollsten Güter dieser Erde nicht mit Geld, sondern mit Zeit erringen?

Alessandro Massaro glaubt, dass die Millenials zu schäbigen Kopien voneinander mutieren. Ohne Leistung erbringen zu wollen, streben sie die gesetzten Ziele an, wobei sie vielmals gar keine haben. In apathischer Weise blicken sie dem unwiderruflichen Ende entgegen.

Bereits Sokrates beklagte sich über die Ausschweifungen der Jugend, über deren unendlichen Drang nach Luxus und ihren Ungehorsam gegenüber den älteren Mitgliedern der Gesellschaft. Bei den Millennials, wie die Generation Y auch genannt wird, zeichnet sich gemäss Studien ein ungewöhnlicher Trend ab. Der «Neokonventionalismus» hat viele der jungen Menschen befallen. Im Gegensatz zu Sokrates' Beschreibung schleichen wir uns geschickt, gar lautlos an den tosenden Gezeiten des Lebens vorbei. Bescheiden, angepasst sollen wir sein. «Auffällig unauffällig» lautet die Devise. Mit unseren Eltern sind wir befreundet, teilweise sind sie sogar unsere Vorbilder. Kein Wunder, denn sie mussten noch für vieles mehr kämpfen, als dies bei uns der Fall ist.

Die Ausbildung soll stimmen, der Beruf die notwendige, finanzielle Stütze liefern. Ein stumpfes, perspektivloses, unreflektiertes Dahinsiechen bis hin zur Rente. Gleichzeitig sind wir faul und völlig von uns selber eingenommen. Ohne wirklich Leistung erbringen zu wollen, möchten wir unsere Ziele erreichen, wenn wir denn welche haben.

Diener der Allgemeinheit

Kurz vor dem unwiderruflichen Ende unserer Existenz wollen wir in überschaubarem Wohlstand friedlich im Kreise der Familie den letzten Atemzug tätigen. Wobei ein überschaubarer Wohlstand selbstverständlich nicht im Sinne des typischen HSG-Studenten gilt. Träume und Visionen gibt es in einer solchen Welt nicht. Es gilt, keine Fehlritte zu machen – bloss nicht. Vom Leben hat der einfache Mensch nicht viel zu erwarten. Wir befinden uns in einer freiwillig gewählten Knechtschaft. Der Allgemeinheit haben wir uns unterjocht, versuchen in einer Welt zu funktionieren, in welcher anders zu sein nicht mehr drin liegt. Früher wurde Individualität noch grossgeschrieben, heute ist es nicht mehr schändlich, zum Mainstream zu gehören.

Mit den Sozialen Medien zur kollektiven Betäubung

Jeder möchte immer und überall reinpassen, was schlichtweg nicht möglich ist. Dadurch wird das Alleinsein – das Gefühl, nie dazu zu gehören – zu unserem grössten Feind und damit unserer grössten Angst. «Der moderne Mensch will von jedem akzeptiert werden», sagte Psychologe Erich Fromm. In dieser Welt der fehlenden Individualität vernetzen wir uns zunehmend auf den sozialen Medien, ohne welche wir eine unabwendbare Isolation befürchten. Dort ziehen wir uns fast schon zwanghaft idyllische Ferienbilder, traumhafte Hochzeitsbilder, verliebte Pärchen, offenerzige Singles und einen Kommentator dümmere als der andere rein. Wir bewundern Personen wie Kim Kardashian, deren grösste Errungenschaft im Leben ein fettes Hinterteil ist. Wir messen unsere Bedeutung an der Anzahl unserer Followers, an der Anzahl Likes, die wir erhalten.

Von unseren Eltern wurde uns zwar eingeredet, dass wir etwas Besonderes wären. Die Hoffnung den eigenen ganz persönlichen und grossartigen Traum leben zu können, schwindet geschwind dahin, da wir schnell merken, dass niemand wirklich etwas Besonderes ist.

Gleichzeitig sind wir die «digital natives». In der digitalen Welt fühlen wir uns heimisch und geborgen. Wir wuchsen bereits mit Computer und Handy auf. Kein Geheimnis ist es, dass mit Smartphones und Computern zwischenmenschlicher Kontakt zur Seltenheit wird. Wir bleiben online, ständig auf der Suche nach dem Traum der eigenen Verwirklichung, den wir schon lange verloren haben. Noch ist es nicht zu spät; uns stehen so viel mehr Möglichkeiten zur Verfügung, als der Generation vor uns. Lasst uns wieder zum ursprünglichen Original unseres Selbst zurückkehren, anstatt als schäbige Kopie voneinander durch die Weltgeschichte zu wandeln.



Jeder darf wählen!

16, 18 oder 21 - überall auf der Welt gibt es ein Mindestwahlalter. Doch ist das überhaupt gerechtfertigt? Steht es nicht einer zukunftsfähigen Politik im Weg? Ein Plädoyer für das Wahlrecht ohne Altersgrenze.

Im Jahr 2045 werden laut Bericht des Bundesrates 2.7 Millionen Menschen in der Schweiz über 65 Jahre alt sein. Das bedeutet, dass auf 100 20-64-Jährige 48 Personen dieser älteren Generation kommen werden. Diese massive Alterung der Gesellschaft hat enorme politische Auswirkungen, denn es altert schliesslich auch das Stimmvolk.

Schon heute bestimmt das Thema Rente den Wahlkampf und die politische Agenda in vielen westlichen Nationen. Knappe Volksentscheide wie der Brexit werden durch die Stimmen der Alten entschieden, obwohl diese die langfristigen Konsequenzen wohl nicht mehr erleben werden. Um diesem Phänomen zu begegnen und wieder mehr Fokus auf Themen der jüngeren Generation wie Bildung oder Digitalisierung zu legen, wird die Absenkung des Mindestwahlalters auf 16 Jahre diskutiert. In Ländern wie Österreich oder dem Kanton Glarus wurde das bereits eingeführt. Doch gibt es neben dieser moderaten Senkung auch eine viel radikalere Idee: Ein Wahlrecht ganz ohne Altersgrenze.

Babys in der Wahlkabine?

Im ersten Moment klingt das für die meisten absurd und auch als ich zum ersten Mal damit in Berührung kam, hatte ich das Bild im Kopf von Babys in der Wahlkabine und Vorschulkindern, die mit Gummibärchen bestochen werden. Doch wer sich eingehender mit dem Thema beschäftigt wird schnell zu dem Schluss kommen, dass einige der vordergründig logisch erscheinenden Gründe für eine Altersgrenze durchaus hinterfragt werden können.

Vorangetrieben wird die Idee des Wahlrechts ohne Mindestalter insbesondere von der deutschen Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen (SRzG) oder der Plant-for-the-Planet-Foundation. Möglichkeiten zur Umsetzung existieren verschiedene, wobei das von der SRzG vorgeschlagene «Wahlrecht durch Eintragung» am interessantesten erscheint. Dieses Modell sieht vor, dass zwar weiterhin ein reguläres Mindestalter besteht, aber auch jede jüngere Person durch Eintragung in ein Wahlregister unabhängig von ihrem Alter wählen darf.

Demokratie bedeutet die Herrschaft des Volkes und zu diesem gehört per Definition jeder Bürger ab Geburt. Der Ausschluss einzelner Gruppen ist nur in wenigen Einzelfällen zulässig und muss eingehend geprüft werden. Insbesondere verbietet Art. 8 Abs. 2 der Bundesverfassung Diskriminierung aufgrund des Alters. Das Mindestwahlalter als Diskriminierung der Jüngeren zu interpretieren mag uns auf den ersten Blick überzogen erscheinen, schliesslich sprechen Argumente, wie mangelnde Reife oder starke Beeinflussbarkeit doch deutlich für eine Altersgrenze. Allerdings ist es wichtig sich bewusst zu werden, dass hier einer grossen Bevölkerungsgruppe ihr wichtigstes politisches Recht vorenthalten wird und es dafür besonders schlagfertiger Gründe bedarf.

Stetiger Wandel des Wahlrechts

Es erscheint uns völlig natürlich, dass Kinder nicht wählen dürfen, doch sollten wir dies nicht als Argument zählen lassen. Vielleicht verstehen die

Menschen in 200 Jahren nicht, wie wir Kinder von der Wahl ausschliessen konnten. Das Wahlrecht befindet sich seit Entstehung der ersten Demokratien stets im Wandel und wir sollten keine Denkverbote zulassen, wenn es darum geht, es weiter zu entwickeln.

Doch nun zu den offensichtlichsten Gegenargumenten: Wer wie ich am Anfang an die mit Süßigkeiten bestochenen Vorschulkinder dachte, der spricht Kindern vermutlich die nötige Reife zum Wählen ab. Doch ist es essentiell, sich vor Augen zu führen, dass die fundamentalen Rechte des Menschen weder an Reife, noch an kognitive Fähigkeiten gebunden sind. Es existiert weder eine Obergrenze zum Wählen (wobei auch bei älteren Menschen die kognitiven Fähigkeiten nachlassen), noch ein wie auch immer gearteter Reifetest um zur Wahl zugelassen zu werden. Sowohl Demenzkranke, als auch Straftäter oder Betrunkene dürfen wählen und selbst wenn man den Wahlgang an eine bestimmte Reife binden wollen würde, erscheint es überaus schwierig, ein Mass dafür zu finden, wer in welchem Zustand «wahlfähig» ist.

Doch diese Schwierigkeit einfach durch eine Grenze von 18 Jahren zu lösen und allen darunter die Fähigkeit ab- und denen darüber die Fähigkeit zuzusprechen, mutet willkürlich und ungerecht an. Zudem sieht das «Wahlrecht durch Eintragung» nur die Wahl derjenigen vor, welche sich eintragen haben lassen. Es ist davon auszugehen, dass diese Kinder und Jugendlichen besonders motiviert sind an der Wahl teilzunehmen und

sich daher eventuell sogar intensiver auf diese vorbereiten, als der Durchschnittserwachsene.

Beim Wählen geht es nicht um Fähigkeiten

Ein weiterer gängiger Grund für das Mindestwahlalter ist die Behauptung, jüngere Menschen seien leichter durch ihre Eltern zu beeinflussen. Auch hier muss zunächst bemerkt werden, dass dieses Argument eigentlich sofort verworfen werden muss, da bei älteren Menschen kein Test der Beeinflussbarkeit stattfindet und selbst wenn man wissen würde, dass jemand besonders beeinflussbar ist, würde ihm wohl kaum das Wahlrecht entzogen werden. Und wenn wir mal ehrlich sind, sind die meisten von uns Studierenden insbesondere wirtschaftlich abhängig von unseren Eltern und sicher nicht ab dem 18. Geburtstag plötzlich komplett frei von deren politischer Meinung.

Willkürlich- und Ungerechtigkeit einer starren Altersgrenze

In vielen anderen Bereichen des öffentlichen Lebens wird Kindern und Jugendlichen bereits vor der Volljährigkeit ein bedeutendes Mass an Verantwortung zugetraut und stark differenziert. So sind sie schon weit vor dem 18. Geburtstag bedingt geschäfts- und straffähig. Grundlage hierfür stellt Art. 11 Abs. 2 der Bundesverfassung dar, der besagt, dass Kinder und Jugendliche «ihre Rechte im Rahmen ihrer Urteilsfähigkeit» ausüben. Der Entzug des Wahlrechts erfolgt aber nicht nach Überprüfung ihrer Urteilsfähigkeit, sondern pauschal. Daher mutet es nach der Betrachtung der oben genannten Gegenargumente durchaus fragwürdig an, ob tatsächlich schlagfertige Gründe vorliegen, um dieser Gruppe ihr wichtigstes politisches Recht vorzuenthalten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es dem Grundprinzip der Demokratie widerspricht, einzelne Gruppen aufgrund ihrer Fähigkeiten vom Wahlrecht auszuschliessen, da die fundamentalen Rechte des Menschen diesem bedingungslos zuteilwerden und das Wahlrecht keine weiteren Ansprüche wie Reife etc. an den Wähler stellt. Doch selbst wenn gewisse Fähigkeiten als Voraussetzung um wählen zu dürfen definiert wer-

den, erscheint es willkürlich und ungerecht, diese durch eine starre Altersgrenze zu- bzw. abzuerkennen. Aus rein theoretischen Überlegungen lässt sich also durchaus an der Legitimierung der Altersgrenze zweifeln und auch bei der Betrachtung der möglichen Auswirkungen eines Wahlrechtes ab Geburt erscheint dieses äusserst attraktiv: So würde das Interesse der jüngeren Generation an Politik und somit die Zukunftsfähigkeit unserer Demokratie deutlich steigen, wenn diese merkten, dass ihre Stimme wirklich zählt. Ausserdem würden Zukunftsthemen durch die Absen-

kung des durchschnittlichen Alters des Stimmvolkes wieder stärker in den Fokus rücken.

Warum also sollten wir es nicht wagen, unseren Vorfahren nachzueifern und zumindest einen Diskurs darüber zu führen, unsere Demokratie durch eine Ausweitung des Wahlrechts weiterzuentwickeln?



Text
Tabea Wich



Illustration
Larissa Streule



Generation Beziehungsunfähig

Vom charmanten Fragen nach einem Feuerzeug in den 50ern zum links und rechts Wischen. Von der ersten Liebe und jugendlichen Ausrutscher, der in einer Ehe geendet hat zum unverbindlichen Treffen dank des links und rechts Wischens.

Noch bis zur Generation unserer Urgrosseltern herrschte in weiten Teilen Europas ein konservatives Ehe- und Beziehungsideal, aus Kennenlernen, Heirat und damit verbundenem lebenslangem Zusammensein und erzwungener Treue, aus strikten gesellschaftlichen Zwängen und Normen bestehend. Es war oftmals schwer, den Idealen Lebenspartner oder Lebensabschnittspartner zu finden, aber es gab auch Dutzende von funktionierenden und glücklichen Beziehungen oder Ehen. Scheidungen, gleichgeschlechtliche Beziehungen, unverheiratete Paare, Treffen mit Personen aus einem anderen Kulturkreis oder sozialer Klasse waren ein gesellschaftlicher Makel.

Die Suche nach der besseren Hälfte
Dating, Kennenlernen und Treffen hat sich über die letzten Dekaden ständig verändert. Die Partnersuche und Beziehungen unserer Urgrosseltern, Grosseltern und Eltern gestaltete sich anders als in unserem heutigen globalen und vernetzten Zeitalter. Ohne darauf einzugehen, ob früher alles besser war oder nicht, und ob Lovoo, Tinder und Elitepartner nun die Romantik aus dem Dating und den Beziehungen nehmen oder nicht, wie war es früher?

Mit moderner Technik und einer aufgeklärteren, progressiveren Gesellschaft änderte sich vieles für liebeshungrige Jugendliche auf der Suche nach dem Seelenpartner im Lauf der Geschichte, doch manche Dinge bleiben gleich.

Jede Liaison oder diamantene Hochzeit beginnt ja bekanntlicherweise mit dem Erstkontakt. Doch wie machte Frau oder Mann das Objekt der Begierde ohne Disco, Studentenbar mit Gin-Tonic Happy Hour, WhatsApp oder Tinder auf sich aufmerksam?

Der Grundbaustein jeder Beziehung, das Kennenlernen, unterscheidet sich nicht nur von Altersgruppe zu Altersgruppe, sondern ändert sich auch permanent im Laufe der Jahrhunderte.

Aus den Augen, aus dem Sinn

Früher war man in seiner Mobilität deutlich eingeschränkter. Verreisen und Urlaube waren etwas Seltenes und nicht nur einer reichen privilegierten Gruppe vorbehalten. Der Lebensradius und somit auch «Liebesradius» einer Person war an ihr geographisches Zuhause gebunden. Auch heutzutage ist es nicht gerade selten, dass die erste, grosse Liebe meistens aus der Nachbarschaft kommt, im Sandkasten mitspielt oder im selben Bezirk oder der selben Stadt wohnt. Fernbeziehungen stellten eine Seltenheit dar und eine Fernbeziehung war im Vergleich zu heute auch eine mickrige Pendelstrecke von 25 Minuten. Meine Grossmutter erzählte, wie sie mit 20 auf einem Ball einen charmanten, jungen Mann kennenlernte, der leider in der nächst-grösseren Stadt wohnte. Die Zugverbindung machte häufige Treffen nahezu unmöglich und so wurde mithilfe von Briefen kommuniziert. Der Briefwechsel endete aber, als ihre Mutter die Briefe entdeckte und sie allesamt im Kamin verbrannte.

In Europa ist heute so eine Situation undenkbar. Zwar hatten wir sicherlich alle ein wachsames elterliches Auge über unseren ersten Beziehungen im Teenageralter, jedoch genossen wir heute eine nie zuvor dagewesene Freiheit und auch beim Telefonieren muss niemand mehr aus der Leitung, um miteinander über Probleme, Wünsche und das Tagesgeschehen zu reden. Dank Tinder und Konsorten stellt es heutzutage kein Hindernis dar, seinen Partnersuchradius auf dutzende Seemeilen zu stellen (der Autor dieser Zeilen hat keine Ahnung, wie Tinder funktioniert oder wie man mit einer Person aus einem anderen Kontinent zusammenzukommt).

Mit Social-Media-Stalking-Skills verschwinden Geheimnisse

Auch das Verabreden und Ausgehen änderte sich drastisch. Bis zum Zeitalter der Mobiltelefone wurden Dates eine Woche im Voraus mündlich vereinbart und der Partner wurde noch von zu Hause abgeholt. In Kontrast dazu sind Verabredungen in unserer digitalisierten Welt routinemässig und können jederzeit per Kurznachrichte wieder abgesagt werden. Auch die Locations änderten sich. Während man früher in Swing und Jazz Bars oder auf Bällen mit schwungvollen Moves sein Gegenüber beeindrucken konnte, sind es heute «DrumandBass Discoraves», Indie Konzerte und ähnliche Lokalitäten. Stummfilmkino, Autokino oder 3D Kino stellen weiterhin beliebte Treffpunkte dar (sind aber fürs erste Date nicht zu empfehlen, da man sich ja kennenlernen sollte anstatt zwei Stunden auf eine Leinwand gaffen).



Ohne jetzt wie ein grauhaariger, alter Mann klingen zu wollen, sagte man früher zu Dates noch Rendezvous und verband damit einen mittellangen bis langen Spaziergang, bei dem man ein erstes Gespräch führte. Dabei redete man über Hobbies und Interessen, die heutzutage etwas langweilig erscheinen können, da Leute damals in ihren Ressourcen beschränkt waren und alle noch den Traum von der fixen Anstellung und einem Eigenheim pflegten. Heute haben wir «Extrem Tramping», «Extrem Ironing» oder Netflix. Dank des Internets und seiner Fähigkeit, peinliche Babyfotos und Rauschbilder verschwinden zu lassen, kennt jeder von uns, dank jahrelang entwickelter Social-Media-Stalking-Skills die Interessen, Vorlieben und die Erlebnisse aus dem letzten Dubai Urlaub im Jahre 2014 vom entsprechenden Objekt der Begierde.

Damals verabredete man sich noch in einem der exklusivsten Cafés der Stadt. Dank Inflation ist das für uns arme Studenten nahezu unmöglich. Da zwei Kaffee und zwei Mehlspeisen so viel kosten wie ein neuer

Pullover oder das Mikro-Buch; ausser Ihr heisst Maximilian. So sind heute Treffen im Starbucks, Vapiano oder auch McDonalds normal.

Frei sein. Geliebt sein.

Bis zu den 60ern waren Dates und Beziehungen hauptsächlich «männlerdominiert» und der Sex war zwar ein wesentlicher Bestandteil jeder Beziehung, stand jedoch nicht so im Vordergrund, wie dies in unserer Zeit der Fall ist. Denn jeder Ausrutscher könnte eine ungewollte Schwangerschaft bedeuten und darauf folgte eine Ehe. Sowohl Männer als auch Frauen konnten bis dahin nicht viele sexuelle und partnerschaftliche Erfahrungen vorweisen, weil sie keine Erfahrung mit anderen Personen sammeln konnten. Da junge Menschen damals noch bei den Eltern wohnten, gab es auch keine Möglichkeit, irgendwelchen ausgefallenen Sex zu haben. Mit der 68er-Generation kam dann eine Veränderung, Antibabypille, mehr Mobilität und die Musik war auch ein wichtiger Indikator dafür, was anders lief. Das Ganze hatte jedoch auch einen etwas komi-

schon Touch, weil die Menschen im Allgemeinen trotzdem noch konservativ dachten. Dadurch kam es auch zu einer Revolution in Sachen Dating und Beziehungen. Heiraten, Kinder bekommen und für immer Hausfrau bleiben, war nicht mehr im Fokus der Frauen. Nein, jetzt äusserte man auch den Wunsch, sich stattdessen einen Job zu suchen und die Welt zu bereisen. Auch bei der Partnerwahl hatte man mehr Freiheiten. Man sass eben nicht mehr einfach nur zu Hause rum und liess sich vom Fernseher berieseln. Der Wunsch nach Freiheit und Liebe wurde stets grösser und damit auch die Problemstellungen einer Beziehung. Die ewige Suche nach dem signifikanten Anderen, Treue, Monogamie, Distanz, Onlinedating und Tinder sind alles Phänomene dieser Offenheit.



Text
Andjelko Topic



Bild
Benjamin Standfest

Wenn Senioren und Roboter Lieder singen

Mensch und Maschine leben und arbeiten in Zukunft immer näher zusammen. Ein Dokumentarfilm über das Pflege-Problem und ein Podium im Rahmen der «Futurale Bodensee» beschäftigen sich mit dieser Thematik. prisma war dabei.

Ik ben Alice» spricht das kleine Roboterkind mit durchaus lebensnahem Gesicht, der Körper eher in lieblosem Billigplastik gehalten und mit mechanisch anmutenden Gelenken. Der gleichnamige Dokumentarfilm, zu Deutsch «Ich bin Alice», erzählt die Geschichte, der ersten Versuche mit Pflegerobotern in den Niederlanden. Ein Entwicklerteam verfolgt zusammen mit Fachleuten aus dem Pflegebereich, wie der Prototyp Alice sich im Feld bewährt.

Der Regisseur Sander Burger wagt sich an eine vielschichtige Materie rund um Überalterung, Digitalisierung, Lebensqualität und widmet sich der Frage, wie weit wir in Zukunft Roboter an uns Menschen heranlassen wollen oder müssen – sowohl räumlich wie emotional. Es

ist verständlich, wenn man dieser Vorstellung zuerst skeptisch gegenübersteht.

Hohes Alter trifft Spitzentechnik

In die kleine Alterswohnung der betagten Probandin Martha, natürlich mit den üblichen dunklen Möbeln ausgestattet, wie wir es von unseren Grosseltern kennen, wird diese interaktive Hightech-Maschine gesetzt. Gehen kann sie nicht. Die kleine Alice sitzt auf einem Stuhl und fixiert mit ihren Roboter-Äugelein ihre Gastgeberin. Small-Talk gibt die Spracherkennung schon her, auch wenn Alice's lange Reaktionszeit ihr Gegenüber manchmal verunsichert. Sollte aber altersbedingt das Gehör nicht mitspielen, ist Alice in der Lage, dies an der Reaktion zu erkennen und sich

laut und deutlich zu wiederholen.

«Die menschlichen Züge von Robotern sind durchaus nötig, damit wir Sie als Interaktionspartner überhaupt wahrnehmen und akzeptieren können. Alice' kindliche Dimensionen nehmen uns die Angst» erklärt Katarina Stanoevska-Slabeva, Vizedirektorin des Instituts für Medien- und Kommunikationsmanagement an der HSG. Dabei sei auch entscheidend, dass die Maschine nicht als aufdringlich empfunden wird.

Eine Ergänzung, kein Ersatz

Erstaunlich ist, wie der Roboter auf eine Thematik im Gespräch eingehen kann. Erzählt man ihm von einer anderen Person, wie dem Sohn der Probandin, so merkt sich Alice diesen Fakt und greift ihn später wieder auf.

Prof. Dr. Stanoevska-Slabeva (links)





Martha zeigt Alice ein Fotoalbum (Foto zvg)

Nicht immer mit der nötigen Behutsamkeit, wie sie ein menschlicher Gesprächspartner an den Tag legen würde, sondern ziemlich direkt: «Warum kommt dich dein Sohn nicht besuchen?» In der späteren Laborauswertung durch das Expertenteam wird an dieser Stelle die Interaktion als gescheitert erklärt. Die alte Dame fühlt sich verletzt aber Alice soll schliesslich Zuneigung simulieren.

«Einen Menschen perfekt zu imitieren, ist enorm komplex und natürlich hätte die Frau lieber ihren echten Sohn, um mit ihm zu sprechen» kommentiert Stanoevska-Slabeva. Der Anspruch darf nicht sein, mit Robotern wie Alice echte, menschliche Interaktion komplett zu ersetzen. Der Roboter ist viel mehr als Ergänzung zu sehen, wenn der Kontakt zu einem anderen Menschen schlicht nicht möglich ist.

Gefühle zu einer Maschine

Die laufenden Verbesserungen werden auch im Film deutlich. So kann das ungleiche Paar zusammen ein Fussballspiel schauen, oder Alice unterstützt Martha mental bei ihren Gymnastikübungen. Als diese den Roboter bei einem Ausflug in ein Café dann beim Kuchen und kurz darauf bezüglich Keksen fragt, ob sie Hunger habe, merkt man, dass Alice' kindliches Antlitz trotz grauem Plastikunterkörper seine Wirkung nicht verfehlt. Und als sie dann wieder zusammen zu Hause auf dem Sofa sitzen und die betagte Frau Alice ihre alten Fotoalben zeigt, wird einem als Zuschauer klar, dass das Ende dieses Pilotprojektes für die Probandin schwieriger wird,

als diese es erwartet hat. Alice ist Martha ans Herz gewachsen.

«Es liegt am Menschen selber, wie weit er im Umgang mit Maschinen menschliche Gefühle zulässt und was er in die Beziehung hineinprojiziert» erklärt Stanoevska-Slabeva. Erfahrungen aus Japans Industrie oder Untersuchungen bzgl. Staubsaugrobotern haben die Tendenz gezeigt, dass der Mensch seinem mechanischen Gehilfen sehr oft einen eigenen Namen gibt.

Bidden auf den Programmierkurs

Um für die zukünftige Arbeitswelt, in der Mensch und Maschine immer enger zusammenkommen, gerüstet zu sein, wird auch die Ausbildung an der HSG in eine interdisziplinäre Richtung weiterentwickelt. Digitale Kompetenzen sind in naher Zukunft gefragt. «Das können Programmierkurse im Kontextstudium sein», so Stanoevska-Slabeva und führt weiter aus: «Es ist angedacht, dass man eine Data-Science aufbaut, um zum Beispiel Kompetenzen im Umgang mit Big-Data in der Forschung zu entwickeln. Den Master of Business Innovation hat man bereits reformiert und einige zusätzliche, technische Aspekte einfließen lassen: Informatik gepaart mit Betriebswirtschaft. Die Zukunft ist interdisziplinär». Als einen ersten sanften Einstieg in diese aufkommende Thematik, ganz ohne bereits programmieren lernen zu müssen, kann der Film «Ik ben Alice» wärmstens empfohlen werden.

Der Film schafft es, einen Ausblick eine mögliche Zukunft zu geben, der bisher kritisch und ablehnend entgegengesehen wird. Das zeigt sich an

der «Futurale Bodensee» auch in den sehr skeptischen Zuschauerfragen während der Podiumsdiskussion. Während die Service Roboter für körperlich anstrengende Arbeiten bereits über die Akzeptanzschwelle getreten sind, gerät man betreffend Alice und ihren Artgenossen, wie dem Kuschelroboter Paro aus Japan, an diesem Filmabend in eine wenig konstruktive Auseinandersetzung, ob menschliche Nähe ersetzbar ist. Als das Ganze dann in der AHV-Sanierungs-Debatte entgleist, kann auch diese rein menschliche Interaktion als gescheitert bezeichnet werden. Es wird aber umso deutlicher, welch grosser Klärungsbedarf in Fragen der Ethik rund um Roboter und Mensch noch besteht. Von arbeits- und haftungsrechtlichen Regelungen hört man von den Podiumsteilnehmern gegen Ende der Veranstaltung leider nicht mehr viel. Auch wegen wiederholter Anregung eines anwesenden Studierenden der Rechtswissenschaften/prisma Redaktors hat uns das verbale Handgemenge «Mensch gegen Maschine» einfach zu viel Zeit gekostet. Bleibt zu hoffen, dass der kommende Diskurs in der breiten Öffentlichkeit weniger Abzweigungen nehmen muss.



Scanne diesen QR-Code um den Trailer zu schauen.



Text/Bild
Jonas Streule



Prof. James Davis, Ph.D.

Dekan der School of Economics and Political Science

Auf ein Work-out mit James Davis

Profs Privat mal etwas anders: prisma begleitet den Direktor des Instituts für Politikwissenschaft bei seinem abendlichen Workout und spricht mit ihm über ein Leben zwischen Europa und den USA, den HSG-Oktoberfestisch und die Herausforderung, vor die er seinen Elektriker stellte.

Natürlich kommt man um das Thema nicht herum, deshalb fragen wir Professor James Davis gleich zu Beginn unseres gemeinsamen Workouts nach Donald Trump: Freut er sich insgeheim auch ein bisschen, weil der nun so viele neue Untersuchungsgegenstände liefert? «Nein, ich bin zu sehr Bürger und zu sehr der Meinung, dass die aktuelle Politik falsch ist. Aber Trump hat die Annahmen darüber, wie die zukünftige amerikanische Aussenpolitik aussehen wird, grundlegend verändert. Natürlich ist das für mich interessant.»

Ein Leben zwischen Europa und den USA

Nicht nur von Berufswegen dreht sich bei James Davis alles um transatlantische Beziehungen, sondern auch privat spielt sich sein Leben auf beiden Seiten des grossen Teiches ab: Eigentlich stammt James Davis von der amerikanischen Ostküste, vor allem die Familie seines Vaters ist in New England tief verwurzelt. Dieser war aber als Pilot der amerikanischen Luftwaffe in Deutschland stationiert. So verbrachte Davis einen Teil seiner Kindheit diesseits des Atlantiks und lernte Deutsch. Dass er nach seinem Studium in an der Michigan State University, an der Columbia University und in Harvard für seine Habilitation nach München ging, hatte aber andere Gründe: «Zu dieser Zeit platzte gerade die New-Economy-Blase. Die Unis mussten sparen und schrieben keine neuen Stellen aus.», erklärt uns Davis. Ein Freund machte ihn dann auf eine

Ausschreibung der LMU aufmerksam, woraufhin er den Schritt zurück nach Deutschland wagte.

Harvard zweite Wahl?

Auch seine akademische Laufbahn verdankt er im Grunde einem ähnlichen Zufall: «Ich wollte nach meinem Studium an der Columbia University eigentlich in den diplomatischen Dienst der Vereinigten Staaten eintreten und hatte auch alle Aufnahmetests und Auswahlverfahren bestanden. Dann – das war zum Ende der Reagan-Ära – gab es aufgrund der Haushaltslage einen Einstellungsstopp und ich konnte keine Stelle antreten.» Vor diese Herausforderung gestellt entschied sich Davis zu promovieren. Als dann mitten während seiner Promotionszeit der Einstellungsstopp aufgehoben wurde, reizte ihn die Aussicht nicht mehr. Er trat ein Postdoctoral Fellowship bei Samuel Huntington in Harvard an.

Von Türen und Life Lessons

Die Gelassenheit, bei Herausforderungen und Planänderungen schnell umdenken zu können, ist ihm von diesen grossen und vielen weiteren kleineren Erlebnissen geblieben: «Ich kam immer wieder in einen Raum mit drei Türen, aber zwei waren verschlossen und so habe ich die dritte genommen», beschreibt Davis seine Erfahrungen. Es sei aber nicht so gewesen, dass er das Beste aus einer schlechten Lage hätte machen müssen: «Die Optionen, die sich mir auftaten, waren immer sehr interessant und reizvoll. Ich habe nicht das Gefühl etwas verpasst zu haben.

Man darf seinen Kopf nicht darüber zerbrechen, was hinter den anderen beiden Türen gewesen wäre.»

Inputs aus den Vorlesungen

So hält er es auch, wenn er an seine Entscheidung, von München nach St. Gallen zu gehen, denkt: «Ich hatte damals ein Angebot der Uni Innsbruck. Das politikwissenschaftliche Institut dort wäre eigentlich grösser und renommierter gewesen. Aber ich entschied mich für die Uni St. Gallen, weil ich das Gefühl hatte, dass sie mir mehr Möglichkeiten zur Entfaltung und zur eigenen Gestaltung bieten würde.» Die Kultur, das unternehmerische Denken und die Freiheit an der HSG schätzt Davis bis heute. Und überhaupt spielte Freiheit bei seiner Berufswahl eine entscheidende Rolle: «Ich geniesse es, die Freiheit zu haben, mich in meinem Job mit dem zu beschäftigen, was ich will. Ich suche mir aus, was ich lese und worüber ich schreibe. Ich könnte es mir nicht anders vorstellen.» Seine Forschung hat also immer auch etwas mit seinen persönlichen Interessen zu tun. Besonders wichtig ist es ihm, eigentlich Selbstverständliches zu hinterfragen. Dabei helfen die Fragen und Inputs von Studenten in seinen Vorlesungen. Unter anderem aus einer Diskussion während eines Kurses heraus ist die aktuelle Kooperation mit dem Eidgenössischen Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport entstanden. «Der Student hat keine Widmung bekommen. Aber ich glaube wir haben ihm einen Job angeboten!», lacht Davis. Noch besser, finden wir.

In der Expertenrunde der Bundeskanzlerin

Auch mit Angela Merkel hat Davis schon zusammengearbeitet, im Rahmen seiner Tätigkeit als Mitglied der Expertenrunde des «Zukunftsdialogs der Bundeskanzlerin». Eine Anekdote aus dieser Zeit kann er uns nicht verraten, aber wie eindrucksvoll die Bundeskanzlerin in diesen Treffen war: «Es war eine Zeit, in der so viel Anderes passiert ist. Und ich dachte mir immer, dass der Zukunftsdialog nicht oberste Priorität haben könnte. Aber sie war auf jedes Treffen perfekt vorbereitet und konnte auf Stellen aus den Berichten verweisen. Das hat mich sehr beeindruckt.»

Ausgleich beim Sport

Dass sich prisma mit James Davis in der Sporthalle trifft, ist gar nicht so aussergewöhnlich. Wer regelmässig im Gym ist weiss, dass Professor Davis hier mehrmals in der Woche abends anzutreffen ist. Der Austausch mit den Studierenden hier gefällt ihm: «Die meisten Studis erkennen mich nicht, manche aber schon, Sie lassen mich dann aber in Ruhe, weil sie wissen, dass gerade keine Sprechstunde ist. Aber es ist auch schön zu sehen, wie Hürden fallen, weil es keine Hierarchie gibt. Man duzt sich, hilft sich gegenseitig hier und da, zum Beispiel beim Spotten. Das ist eine schöne Abwechslung.» Davis nutzt die Zeit beim

Sport, um einen freien Kopf zu kriegen. Oft kommen ihm dabei neue Ideen oder er schafft einen Durchbruch bei Fragestellungen, bei denen es zuvor nicht weiterkam. Und natürlich geht es auch um das Training, auch wenn sportlicher Ehrgeiz nicht der Anreiz ist: «Ich möchte einfach den Verfall aufhalten!», lacht er.

Traditionen bewusst wahrnehmen

Der Jahresverlauf von James Davis ist geprägt von Traditionen. Während der Fastenzeit verzichtet er zum Beispiel auf Alkohol. Mit Religion oder Glaube habe dies aber weniger zu tun als mit der Bedeutung, die Traditionen und Rituale für ihn haben. Weihnachten verbringt er mal bei seiner Familie in den USA, mal kommt diese zu Besuch in die Schweiz. Aus seiner Zeit aus München ist Davis eine Vorliebe für das Oktoberfest geblieben. Jedes Jahr veranstaltet er dort einen HSG-Stammtisch für Professoren und Doktoranden. Ganz besonders ist für ihn auch die Herbstzeit, in der man sich in seiner Kindheit in New England traditionell auf einen harten Winter vorbereitete und die mit dem Höhepunkt Thanksgiving endet. Ein Thanksgiving Dinner veranstaltet er auch jedes Jahr und kocht für zwölf Personen. Der Zentraleuropäische Standardofen ist für solche Herausforderungen allerdings nicht gewappnet. «Ich brauche dafür zwei Öfen. Einen für den Truthahn und einen für die Beilagen. Wir haben also in unserer Küche tatsächlich zwei Backöfen installieren lassen. Und als ich den Elektriker fragte, ob auch zu dem zweiten einen Starkstromanschluss gelegt habe, winkte dieser ab und meinte, den bräuchte man nur, wenn man auf die Idee käme, die beiden Backöfen auch noch gleichzeitig zu verwenden. Und dann musste ich ihm klarmachen, dass es genau darum geht. Er war entgeistert.»



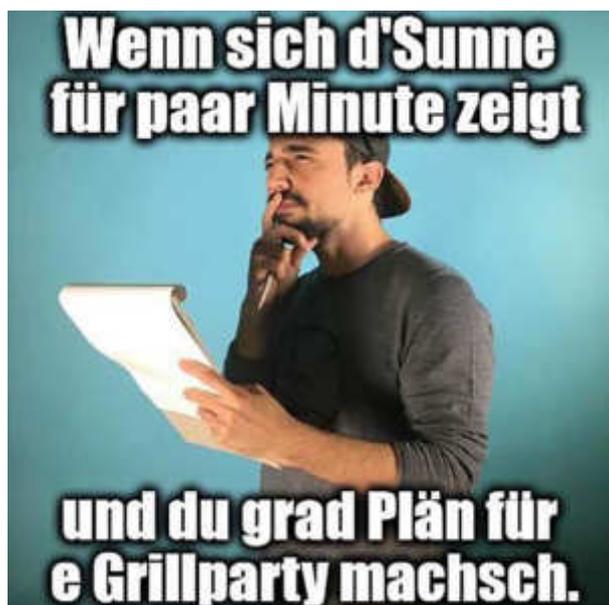
Text
Amelie Scholl



Bilder
Jonas Streule

Der Meme-Meister

Zeki Bulgurcu betreibt mit Swissmeme die grösste und bekannteste Memeseite der Schweiz – und eine der ersten, die Memes auf Schweizerdeutsch teilt. Auf Facebook hat die Seite rund 270.000 Gefällt-Mir-Angaben.



Wir holen Zeki von der Arbeit ab, um mit ihm Mittagessen zu gehen. Auf dem kurzen Weg zum Lunch fällt uns auf: Zeki wird auf der Strasse erkannt. Eine Gruppe Jugendlicher folgt uns kichernd, schliesslich trauen sich zwei Mädchen, Zeki um ein Selfie zu bitten. «Ja, das passiert schon öfters», erklärt er. «Und wenn ich mit meiner Freundin im Restaurant sitze und jemand kommt an den Tisch, dann nervt das schon ein bisschen. Aber sonst stört es mich nicht.»

Zeki Bulgurcu - Internetstar und Influencer

Im Sommer 2013 wurde Swissmeme gegründet. Die Seite entstand weder nach langer Planung, noch war es Zekis Ziel, eine Plattform mit so vielen Followern aufzubauen. Eigentlich konnte er einfach nur nicht schlafen. «Ich lag wach und aus Langeweile habe ich die Seite erstellt und mein erstes Meme hochgeladen», erinnert sich Zeki. Und an das erinnert er sich noch genau: «Es war ein Forever-Alone-Meme und darunter stand: «Wenn du im Kino vergisst, dein Handy auf lautlos zu stellen, aber es egal ist, weil du eh keine Freunde hast.» Die Seite gewann schnell an Likes, vor allem, weil seine Themenauswahl und insbesondere das «Schwitzerdütsche» viele Menschen anspricht. Viele Memes auf Schweizerdeutsch oder über mit der Schweiz verbundene Themen habe es davor einfach nicht gegeben», erklärt Zeki.

Aktiv beim Thema Einbürgerung

Inzwischen hat Instagram Facebook als grösste Plattform für das Sharen der Swissmemes abgelöst. Und auch auf anderen Kanälen ist Zeki aktiv. Auf Youtube und Instagram betreibt er den Blog «zekisworld», im Rahmen dessen diskutierte er sogar schon mit Bundesrätin Simonetta Sommaruga die Initiative «Erleichterte Einbürgerung». Sogar in der SRF Arena war er zu diesem Thema als Medienexperte zu Gast. «Klar, das Thema betrifft mich auch selbst. Ich werde auch fast bei jedem Interview danach gefragt.» Sonst



hält sich Zeki und insbesondere Swissmeme bei polarisierenden Themen aber lieber zurück: «Politik und Religion, das thematisiere ich nicht.»

Traumberuf: Memes machen

Das Team hinter Swissmeme besteht aus genau einer Person – Zeki. Er entwickelt alle Ideen, setzt diese um und übernimmt das Uploaden der Bilder sowie die Pflege der Page. Deshalb ist er immer damit beschäftigt, während unseres Mittagessens schaut er regelmässig auf sein Handy. Er erklärt uns, nach welchem Schema er vorgeht und worauf er achtet: «Ich poste hauptsächlich über Mittag Memes, da schauen sich viele Leute die Seite an. Wenn ich einen neuen Upload gemacht habe, schaue ich genau an, wie viele Likes und Kommentare in den ersten Sekunden kommen. Wenn ein Bild nicht nach einer Minute mindestens fünfzig oder sechszig Likes hat, dann lösche ich es sofort wieder, weil dann kommt es nicht gut an.» Für solche Fälle hat er immer ein paar Memes in petto: Im Laufe der Woche bereitet er immer wieder neue Memes vor, die er dann zum passenden Zeitpunkt postet. «Wichtig ist es, immer aktuelle Themen aufzugreifen, manchmal muss ich dann auch schnell ein neues Meme machen. Wenn es zum Beispiel gerade zu schneien anfängt, dann ist auf Swissmeme garantiert ein Meme mit Schnee.» Auch aktuelle Diskussionen greift die Seite auf, so zum Beispiel den Streit um die Zwei-Phasen-Kurse bei der Fahrausbildung. Daneben hat Zeki für ein gutes Meme kein besonderes Geheimrezept: «Es muss den Leuten halt einfach gefallen und sie müssen sich damit identifizieren können.»

«Scheissegal, Hauptsache Reichweite»

Dass seine Memes zum Teil ohne Nennung seiner Seite weiterverbreitet werden, sieht Zeki inzwischen gelassen. Früher, als seine Seite selbst noch viel weniger Follower hatte, habe ihn das mehr gestört. «Ich habe mal ein Meme gemacht und das hat dann Kay One kopiert und auf seiner Seite geteilt. Natürlich hatte er deutlich mehr Likes als ich. Das hat mich damals ziemlich geärgert. Heute ist mir das nicht mehr so wichtig.» Und heute sähe der Vergleich der Anzahl an Likes wahrscheinlich auch ganz anders aus. Auch von Trolls und Hatern lässt Zeki sich nicht aus der Ruhe bringen. Solche Kommentare fallen ihm meistens gar nicht auf, sagt er gleichgültig. Und selbst wenn, hat Zeki das letzte Lachen: «Diese Leute checken nicht, dass alle ihre Freunde in ihrem Feed meinen Post sehen, auch wenn sie kommentieren, dass sie es scheisse finden. Das finde ich ironisch. Ich denke mir einfach nur: Scheissegal, hauptsächlich Reichweite.»



Kein Fulltime-Job

Von seiner Internetpräsenz leben kann Zeki nicht. Seine Einnahmen aus Swissmeme und «zekisworld» gehen hauptsächlich auf Werbeeinnahmen zurück. Wenn Geld reinkomme, dann zwar auf einmal sehr viel, allerdings passiert das nicht regelmässig. Vollzeit arbeitet er deshalb bei LikeMag und wurde dort speziell wegen seiner Erfahrungen mit viralen Posts und erfolgreichen Pages eingestellt, erzählt er: «Ich baue im Moment für LikeMag eine Seite mit Fun Facts über die Schweiz auf. Die steht noch ganz am Anfang, aber im letzten Monat alleine habe ich dort immerhin 25.000 Follower dazugewonnen.»

Medienexperte, Marketing-Genie, Comedian?

Wo genau es für ihn hingehen soll und was er aus seinen Erfahrungen in Zukunft macht, das weiss Zeki noch nicht so genau. Eine ernsthafte Monetarisierung seines Swissmeme-Erfolges durch grossangelegte Werbekampagnen, Produktplatzierungen und Ähnliches strebt er nicht an. Allerdings hat er natürlich schon beratend einige Marketingprojekte begleitet und könnte sich auch vorstellen, dies professionell auszubauen. Hauptsächlich sieht Zeki sich aber als Comedian und Entertainer. «Ich plane gerade verschiedene Projekte, ich kann noch nicht viel sagen. Aber ich möchte auf jeden Fall mal auf die Bühne und ins Fernsehen, und ausprobieren, wie es mit Stand-Up-Comedy läuft», verrät er uns. Die Medienwelt sieht Zeki im Wandel, er ist sicher, dass das Fernsehen bald aussterben werde. Er will sich deshalb weiter insbesondere den Plattformen YouTube und Instagram widmen.

Erfolg auf ganzer Linie

Sogar seine Freundin hat Zeki über Swissmeme kennen gelernt. Die beiden erzählen uns jeweils ihre Version der Geschichte. «Ich war im Militär und damals hatte es noch viel weniger Kommentare unter den Posts. Mir war so langweilig, dass ich tatsächlich angefangen habe, sie durchzuschauen. Und sie hatte das Bild kommentiert und ist mir dann gleich aufgefallen», erinnert sich Zeki. Sie dagegen konnte es erst nicht recht glauben: «Ich habe ein Bild auf Swissmeme kommentiert und plötzlich bekam ich einen Kommentar zurück: «Schöne Topfpflanze!», oder so, weil ich ein Selfie bei mir im Badezimmer als Profilbild hatte. Ich dachte erst, irgendeiner meiner Kollegen spielt mir einen Streich und wusste nicht, was ich antworten soll!» Am Ende sind die Beiden dann doch ins Gespräch gekommen. Der Rest ist Swissmeme-Geschichte.



Text
Amelie Scholl



Bilder
Alexander Wolfensberger

Umfrage

Ist unsere Generation verklemmt?



Valentina, Assessment, 20

Ich denke in politischen Angelegenheiten ist unsere Generation eher verschlossen, interessanterweise hier mehr als in der französischen Schweiz. Ich komme aus dem Tessin und daher ist es sehr auffällig, dass die deutschsprachigen Menschen eher zurückhaltender sind, als die Italienisch- oder Französischsprachigen.

Marta, Assessment, 19

Wir bekommen heute sehr viel mit. Zum Beispiel beim Thema Sex, denn wir haben schon früh sexuellen Aufklärungsunterricht. Dies wird durch die Medien in den Fokus gerückt. Ich denke daher, dass wir im Vergleich zu den vorangehenden Generationen weniger verklemmt sind.



Tatjana, 25, 6. Semester BWL
Uliana, 24, 6. Semester BWL

Unsere Generation ist nicht sehr verklemmt, vor allem was das Feiern oder auch die sexuelle Orientierung betrifft. Aber es ist wichtig zu berücksichtigen in welcher Umgebung die Leute sich befinden und wie gebildet sie sind, weil dies eine erhebliche Auswirkung auf ihre eigene Befangenheit hat. Auch die Möglichkeiten, die sich einem bieten um sich weiterzuentwickeln, zeugen von einer zunehmenden Aufgeschlossenheit. Jedoch hat man dank Social Media das Gefühl, einfacher auf die Leute zugehen zu können. Andererseits leidet darunter die Fähigkeit des persönlichen Kontakts, was zu Verschlossenheit führt.



**Kevin, 6. Semester
BWL, 23**

Ich habe gerade ein Austauschsemester in den USA gemacht und wenn man zurückkehrt, dann ist es sehr auffällig, wie unfreundlich und unzugänglich die Leute hier sind. Ob sie verklemmt sind, kann man generell nicht sagen, aber man muss die Leute schon besser kennen, um mit ihnen in Kontakt zu kommen.

**Victoria, 4. Semester BWL, 20**

Ich finde nicht, dass unsere Generation verklemmt ist. Man redet offen über alles Mögliche. Ebenfalls glaube ich nicht, dass es viele Tabu-Themen in unserer Generation gibt. Man ist ziemlich offen.

**Joel, Assessment, 20**

Eigentlich nicht, vor allem im Internet. Man ist bereit, alles preiszugeben. Im echten Leben ist man jedoch viel zurückhaltender und unsicherer.

**Raoul, Assessment, 20**

Früher waren die Generationen verklemmt und heute ist das immer noch der Fall.

**Nicolas, 4. Semester, 21**

Ich glaube, es kommt auf den historischen Kontext an. Im Vergleich zu den 68er-Jahren sind wir sicherlich verklemmter, aber im Vergleich zu den Halbstarcken in der Nachkriegszeit sind wir doch schon weiter. Vor allem was die Rolle der Frau betrifft, haben wir doch grosse Fortschritte gemacht. Wo man noch sehr verklemmt ist, nicht zuletzt von Sozialen Medien ausgelöst, ist der ehrliche Umgang miteinander und sich zu geben, wie man wirklich ist, anstatt ein glorifiziertes Bild von sich zu kreieren und dieses als Farce nach aussen zu tragen.

**Umfrage**

André Ruckdäschel, Berl Gubenko

Von Revisionen, Kommissionen, Diskussionen und Pizza

Das Studentenparlament der SHSG machte im prisma zuletzt eine schlechte Figur. Doch das StuPa macht mehr, als es der Artikel der letzten prisma-Ausgabe suggeriert.

Im Zusammenhang mit der Entscheidung des StuPa, einen Parlamentarier aus einem seiner zwei Ämter abzuwählen, kommentierte das prisma in der Ausgabe «Spitze»: Das Parlament könne Parlamentsmitglieder nach dem von ihm selbst festgelegten Reglement «willkürlich vor die Tür setzen». Am Ende des Artikels heisst es: «So wie die Regelung momentan besteht, erscheint es [...] deplatziert, sich Parlament zu nennen.» Doch das StuPa macht mehr, als sich mit sich selbst zu beschäftigen und bei Gelegenheit demokratische gewählte Parlama-

rierihres Amtes zu entheben. Aber was?

Es ist der 15. Dezember 2016, 18:27. Mit 12 Minuten Verspätung eröffnet Parlamentspräsidentin Anastasia Beheshti die dritte ordentliche StuPa-Sitzung der Legislaturperiode 2016/17. Die Beschlussfähigkeit wird festgestellt, 32 stimmberechtigte Parlamentarierinnen und Parlamentarier sind anwesend. Wie jede Sitzung informiert zunächst der SHSG-Vorstand über die Aktivitäten der SHSG-Exekutive. Danach berichtet Luca Serratore, StuPa-Vizepräsident, aus der Mensakommission über Fort-

schritte bezüglich des Projekts «Studierende kochen für Studierende». Auch die Vorstände der parlamentarischen Kommissionen kommen zu Wort und informieren über ihre Arbeitsfortschritte. Besonders die Finanzkommission hat im Moment einiges zu tun: Die interne Revision der Rechnungsperiode 2015/16 steht an: Die Rechnungen der gesamten SHSG und der studentischen Initiativen warten darauf, geprüft zu werden. Anschliessend präsentiert die Rechtskommission einen Vorschlag für eine SHSG-Reglementsänderung. Dann: Pause. Es gibt Pizza im Stehen. Hitzig wird im Foyer ausserhalb des Sit-



zungsraums weiterdiskutiert, bis die Sitzung fortgesetzt wird.

«Fundamentale Interessen aller Studierenden»

Nach der Pause stehen noch wichtige Traktanden auf der Tagesordnung. Elias Reichsöllner von der Rekursberatung der SHSG bittet das Parlament um die Einrichtung eines zusätzlichen operativen Budgets für den Vorstand: Es soll zukünftig die Möglichkeit geben, Rekurse finanziell zu unterstützen, bei denen «fundamentale Interessen aller Studierenden» betroffen sind. Dann werden ein Parlamentarier und eine Parlamentarierin vom Parlament in die neuen Berufungskommissionen der School of Finance und der Law School gewählt, um bei der Auswahl von neuen HSG-Profis mitzuwirken. Im nächsten Traktandum umreisst der Parlamentarier Johannes Kagerer seine Vorstellungen bezüglich der Einrichtung einer «Gruppenarbeits-Stelle», die uns Studierende bei einem aktiveren «Social Skill-Development» und der Institutionalisation effizienter Prozesse in Gruppenarbeiten unterstützen soll. Ausserdem erwähnt er die hohen Studiengebühren und die mit ihnen verbundene Ausländerdiskriminierung sowie die Bevorzugung finanziell besser gestellter Schichten. Hierfür wäre

seine Idee, nachgelagerte Studiengebühren einzuführen, um Chancengleichheit zu gewährleisten. Zuletzt kommt unter grossem Zeitdruck noch der Vorstand zu Wort, der von dem besonders in den Verbindungen heiss diskutierten «Postulat Berger» berichtet. Um 22:00 wird die Sitzung beendet, da das Hauptgebäude schliesst. Eigentlich hätte es noch Diskussionsbedarf gegeben, doch gegen die schweizerische Pünktlichkeit der HSG-Hausmeister haben die verbliebenen 28 Stimmberechtigten nichts auszusetzen. Zum Glück hat das [ad] hoc noch offen. Und ausserdem: Die nächste StuPa-Sitzung kommt bestimmt.

In Artikel 16 der SHSG-Statuten heisst es «Die universitätspolitische Meinung der Studentenschaft wird [...] durch das Studentenparlament der Studentenschaft festgelegt.» Das StuPa stellt somit als Legislative der Studentenschaft ein wichtiges Diskussionsforum dar: Aufgabe des StuPa und seiner Parlamentarierinnen und Parlamentarier ist es, Stimmungen und Meinungen vonseiten der Studierenden aufzugreifen, zu diskutieren, zu formulieren und an die Universität heranzutragen. Ausserdem obliegt dem StuPa «die Aufsicht über den Vorstand und Organisationseinheiten der Studentenschaft». Folglich kontrolliert das StuPa die Verteilung und die Ausgabe der kostbaren Gelder, die jeder Studierende mit der Zahlung seiner Semestergebühren auch zu einem Teil an die Studentenschaft entrichtet. Weitere Aufgaben des StuPa sind «der Erlass von Reglementen über die [...] studentischen Organe» und die Entsendung studentischer Vertreter in Gremien der Universität und SHSG. Zum Beispiel in die Gleichstellungskommission oder die genannten Berufungskommissionen.

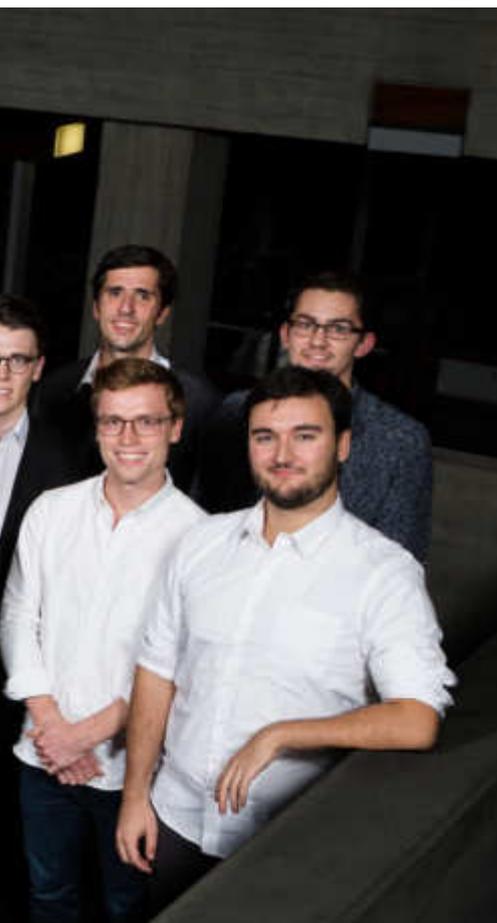
StuPa – Sprachrohr der Studierenden

Ermöglicht wird die Parlamentsarbeit durch die vielfältige Zusammensetzung der Parlamentarierinnen und Parlamentarier, die sich in zwei Gruppen aufteilen lassen: Die Programmvertreter werden im Herbstsemester gewählt und repräsentieren ihr Programm im StuPa, von Assessment bis zu den Doktoratsprogrammen. Die Gremienvertreter dagegen werden schon im Frühjahrssemester gewählt, sitzen im StuPa und repräsentieren

ausserdem die Meinung der Studierenden in einer der fünf HSG-Schools beziehungsweise im Senat. Durch den Einsitz von Studierenden in diesen Gremien kann der Kommunikationsfluss zwischen Universität und Studierendenvertretern und andersherum sichergestellt werden. Die Beurteilung, ob studentische Meinungen vonseiten der Universität tatsächlich gehört und in Planungen einbezogen werden, würde jedoch einen weiteren prisma-Artikel mit Inhalt füllen.

Das StuPa ist als Legislative der Studentenschaft, in der die über 8'500 Studierenden der HSG organisiert sind, wichtig für Studierende und die gesamte Universität: Ob in seiner Funktion als Diskussionsforum oder Kontrollorgan. Dass man das StuPa nicht mit einem nationalen Parlament wie der Bundesversammlung vergleichen darf, liegt auf der Hand. So kommt es, dass unsere Reglemente in Härtefällen die Möglichkeit zur Abwahl von Mitgliedern des StuPa durch das StuPa selbst vorsehen. Kritik an diesem Teil der Reglemente ist berechtigt. Es ist jedoch ungerechtfertigt, dem StuPa deswegen den Namen als demokratisch legitimiertes Organ – als Studentenparlament – abzuspochen. Denn wie es das «Stu» vor dem «Pa» sagt, wäre es nicht zweckdienlich, zu hohe Massstäbe – andere Massstäbe als es eine Organisation von Studierenden erfordert – anzulegen. Das StuPa wird in seiner jetzigen Form als eine Säule der SHSG gebraucht, genau wie das prisma als kritisches Medium, als vierte Gewalt.

Wer Lust auf StuPa bekommen hat, kann sich in den Protokollen unter shsg.ch/de/site/shsg/stupa-comm genauer informieren oder zu einem der dort veröffentlichten nächsten Sitzungstermine kommen. Wir freuen uns auf interessierte Mitstudierende sowie auf neue Parlamentarierinnen und Parlamentarier nach den Gremienvertreterwahlen im Mai.



Log in to Uni Life

Die SHSG hat eine neue Website pünktlich zum Semesterbeginn gestartet. Die neue Seite heisst nur noch SHSG.ch und bietet viele Neuerungen.

Endlich ist es soweit! Die neue Website der Studentenschaft wird die für digitale Verhältnisse fast angestaubte myunisg.ch-Website ersetzen und soll mit zahlreichen neuen Features dem Studenten im Uni-Alltag kräftig unter die Arme greifen. Nach zahlreichen Bugs, Versuchen und langwieriger Arbeit wurde SHSG.ch zum neuen Semester gelauncht. Aber was ist jetzt nun besser? Ein kurzer Überblick über die wichtigsten Neuerungen und ein paar Tipps, um schneller als die anderen durch die (ausufernde) Uni-IT durchzukommen.

Von dem evangelischen Pfarramt der HSG über die Ombudstelle oder den Special Needs und dem Universitätsarchiv: es gibt an der Uni nichts, was es nicht gibt. Auf der neuen SHSG Website sind alle Stellen der Universität übersichtlich unter «Universitäre Stellen» gebündelt, wodurch das Zurechtfinden in dem Meer an Taskforces oder Abteilungen erheblich erleichtert wird. Dass sich alles an einem Ort befindet, hat mehrere Vorteile: Zum einen weiss man jetzt, was die Uni überhaupt an Leistungen anbietet. Darüber hinaus kann man auch viel schneller die alltäglicheren Stellen wie die Bibliothek, die Anrechnungsstelle oder den Unisport erreichen, eine Nachricht schreiben oder sich einfach informieren. Das geht jetzt ohne die Uni-eigene Website besuchen zu müssen, die oft alles andere als übersichtlich ist und gerne mal von Deutsch auf Englisch und wieder zurück wechselt. Wer sich um seinen Austausch kümmert oder viel mit der Administration zu tun hat, wird das

schnell zu schätzen wissen.

Die HSG rühmt sich gerne damit, ein vielseitiges und aktives Vereinsleben zu fördern und die Studenten damit zu extrakurrikulären Aktivitäten zu motivieren. Allerdings hat man, wenn man die Vorstellung der Vereine verpasst hat, kaum noch Chancen, sich auf einfache Art und Weise ein Bild über die Vereine und deren spannenden Events zu machen. Ferner ist es auch schwierig, überhaupt die Vereine zu erreichen. Es kommt schon mal vor, nachdem man sich unter den mühsamsten Bedingungen der Online-Präsenzen der Vereine gewühlt hat, dass man nicht mit den Neuigkeiten mitkommt und die Veranstaltungen in der Flut an Facebook Notifications (Danke SIC) schnell mal übersieht. Auf der neuen Seite findest du jetzt ein Feed mit allen Events der Vereine, denen du folgst, aber auch mit den teils interessanten offenen Veranstaltungen (noch wichtiger wenn es ein Buffet gibt), die nun einfach und auf einen Blick zu sehen sind. Um nichts zu vergessen, kann man abschliessend alles in den Kalender exportieren.

Zum Schluss sind auch kleinere Zeitsparer mit eingebaut worden, die man nicht vergessen sollte. Zum einen ist jetzt der Busfahrplan online, was vor allem den Assessis zu Gute kommen sollte, aber auch dem gedächtnisschwachen Gelegenheitsbusfahrer nützt. Dann sind da noch die guten alten Links zum StudyNet, Compass etc., sodass man noch kurz Zeit hat, sich von den News auf der Seite ablenken zu lassen, bevor man anfängt, die Slides zu lernen. Ausser-

dem gibt es noch die optimistische Wettervorhersage, die jedoch einen komischen Bug zu haben scheint und auf Nebel hängen bleibt oder die Tatsache, dass die Seite für Smartphones optimiert ist.

Alles in einem hat die Studentenschaft eine zwar langsam überfällige, dafür aber gut gelungene neue SHSG Website auf die Beine gestellt, die in vielen kleinen Situationen einiges an Stress wegnimmt. Den guten Noten steht nun gar nichts mehr im Wege.

Die Zukunft der Studentenschaft

Max Faulhammer, Vorstand für IT und Campus, war verantwortlich für die Neuentwicklung der Website.

Hallo Max, eine neue Website zu entwickeln war sicherlich ein grosses Projekt. Was waren denn die Hauptziele oder Beweggründe, die alte Myunisg-Seite über Bord zu werfen und den Webauftritt der SHSG zu modernisieren?

Max Faulhammer: Da gibt es verschiedene Gründe. Zum einen kann man aus rein technischer Perspektive sagen, dass die myunisg-Seite ziemlich alt war. Sie wurde 2011 gelauncht, somit war sie sogar älter als der übliche Durchschnitt von fünf Jahren. Der Aufbau und schlicht das Design waren somit überholt.

Welche konkreten Verbesserungen bringt die neue Website im Vergleich zu Myunisg?

Man kann schon sagen, dass die alte Website auch von dem Aufbau und der Interaktion mit dem Nutzer ziemlich eingeschränkt war. Myunisg hat sich

auf Informationsdarstellung konzentriert, und hat keinerlei personalisierte Komponenten gehabt. Zur Zeit von Informationsüberangebot sahen wir es als wichtig an, nutzerspezifische und selektierte Informationen darzustellen, wie man an unseren individuell konfigurierbaren Channels sehen kann. Die Inhalte sind jetzt strukturierter und besser aufzufinden als davor. Am Ende ist es weniger Rumgelauber, dafür kann man schneller Infos finden.

Was ist die Zukunft der Digitalstrategie der SHSG? Was sind die nächsten Schritte?

Es hängt viel von den jeweiligen Vorständen ab, die jedes Jahr ihr eigenes Programm machen und verschiedene Schwerpunkte setzen. Generell kann ich aber sagen, dass die SHSG erstmal mit den aktuellen Entwicklungen im Bereich Digitalisierung mithalten will und muss. Es ist wichtig, die Studenten auf den tatsächlich von Ihnen verwendeten Kanäle zu erreichen. Es nützt zum Beispiel nichts, viele hilfreiche Dienstleistungen anzubieten, wofür man sich aber per Fax anmelden muss. Klingt vielleicht naheliegend, aber die Kommunikation mit den Studenten ist eine der schwersten und wichtigsten Aufgaben, die die

Studentenschaft hat. Darüber hinaus gibt es einen verstärkten Fokus auf Feedback und Rückmeldungen, um Bottom-up zu wissen, was gebraucht wird und was verbessert werden kann.

Was will die SHSG in nächster Zeit noch erreichen? Sind schon konkrete Schritte absehbar?

Konkret ist das etwas schwer zu sagen, weil jedes Projekt eine gewisse Zeit braucht. Kurzfristig war geplant, Jobinserate über die SHSG laufen zu lassen und somit Jobsuchenden zu helfen, damit sie leichter Studentenjobs oder kleine Verdienste finden. Es gibt auch einen neuen Kurskatalog, der in Arbeit ist, um die Bidding-Phase zu erleichtern und zu verbessern. Generell wird versucht, mehr für uns, also die HSGler, zu machen und die Dienstleistungen zu fördern. Der Schwerpunkt soll auf den Studenten liegen.

Wie wollt ihr das schaffen? Es gibt schliesslich schon relativ viele Hilfsstellen, die man teilweise nicht mal kennt.

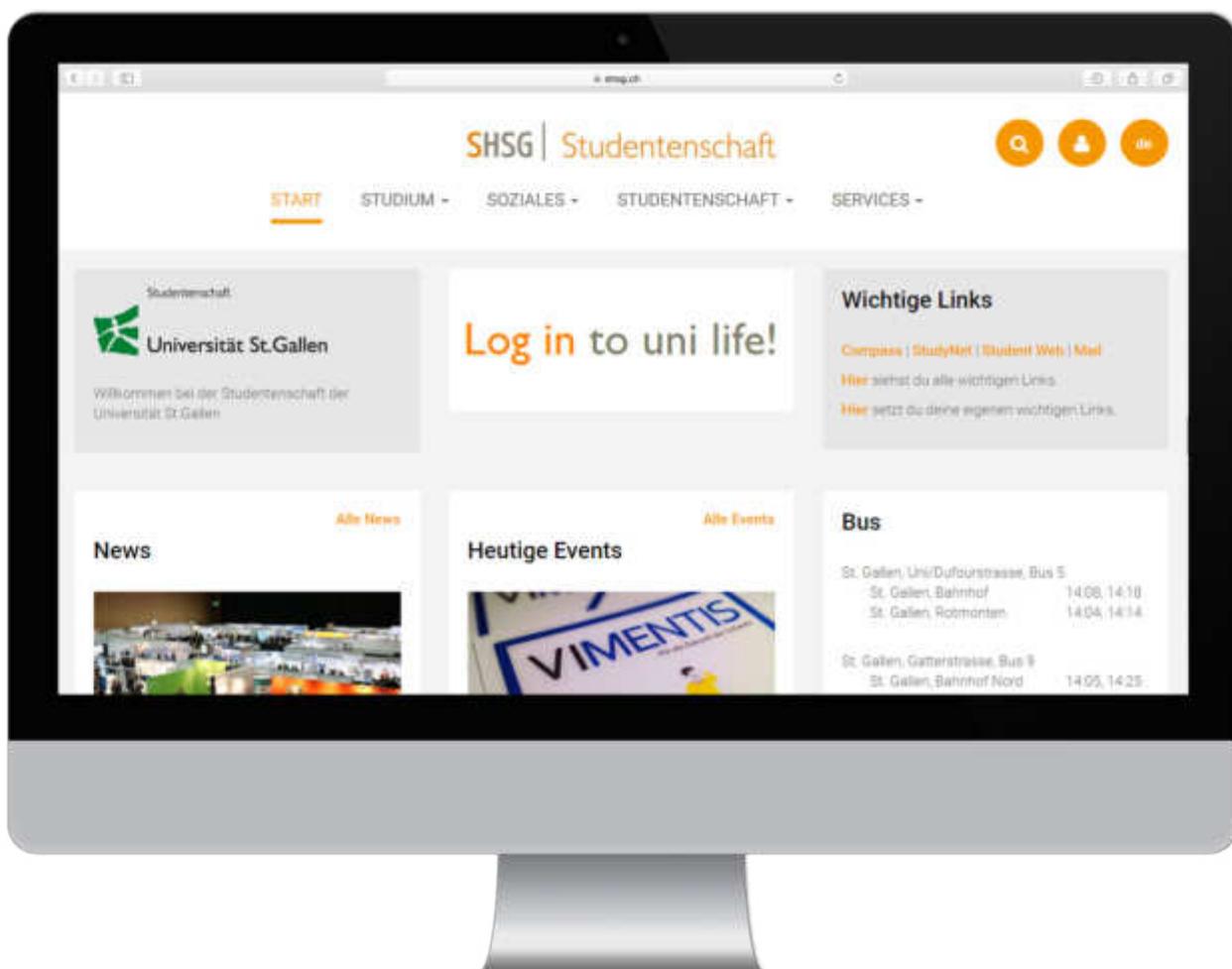
Deswegen ist auch die Website so wichtig, um zu zeigen, wo man schon im Alltag Unterstützung bekommen kann. Aber es gibt auch viele weitere Services, die man anbieten könnte, auch wir müssen uns kontinuierlich

verbessern. Einen neuen Ansatz verfolgt die Studentenschaft auch mit den neuen Kursen, die angeboten werden sollen. Ob Excel, Photoshop oder ähnliches, einige Hard Skills, die im Berufsleben wichtig sind, werden heute an der Uni wenig Beachtung geschenkt oder sind teilweise in den Kursen schon vorausgesetzt. Das wäre eine nützliche Dienstleistung, die man sich überlegen könnte.

Abschliessende Frage, ist die neue Website zufriedenstellend?

Was soll ich denn sagen, natürlich ist die Website ein Erfolg, ich hab das Projekt geleitet [lacht]. Es waren zwar noch einige Bugs, die in den letzten Tagen das Team noch gefordert haben, aber so wie es jetzt ist, läuft es Rund. Es war zwar nicht einfach, aber insgesamt ist sie so geworden, wie wir uns das vorgestellt haben. Die Studentenschaft dankt dem IT-Team, namentlich Bryan Giger, Jakub Vokaty, Pierre-Pascal Pröller, Lukas Falk, Sophia Kakarakis und Matthias Steiner für Ihren ausserordentlichen Einsatz! Ohne sie wäre das Projekt nicht möglich gewesen.

Text/Bild
SHSG



Gewinnspiel

Beantworte alle Fragen und schicke die jeweiligen Lösungen bis am Sonntag, 26. März, an redaktion@prisma-hsg.ch. Unter allen richtigen Einsendungen werden zwei Adhoc-Gutscheine im Wert von je 20 Franken verlost.

1. Der Einbrecher

Ein Einbrecher war in einem Gebäude. Obwohl dieses gut bewacht war, gelang es ihm hinein zu kommen ohne Alarm auszulösen. Er hielt sich lange in dem Gebäude auf und ging dann wieder. Auch dabei wurde kein Alarm ausgelöst. Wäre er aber nicht so lange geblieben, so wäre er beim Verlassen des Gebäudes gescheitert. Wo war dieser Einbrecher?

2. Das mysteriöse Pferd

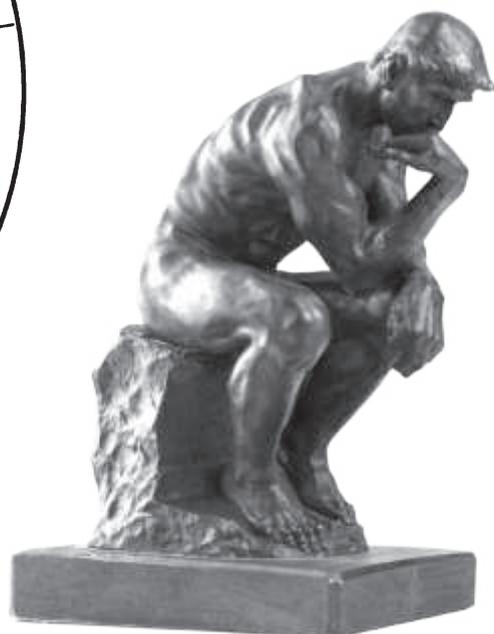
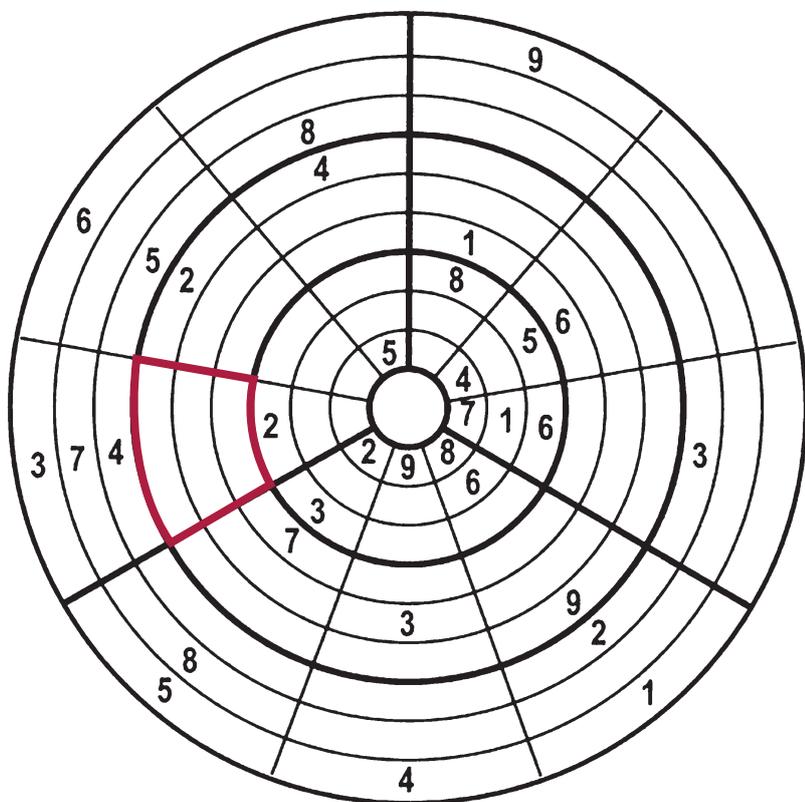
Ein Bauer war gerade auf seinem Feld, als ein Pferd auf ihn zukam. Sekunden später war er spurlos verschwunden. Wie ist das möglich?

3. Tod am Fenster

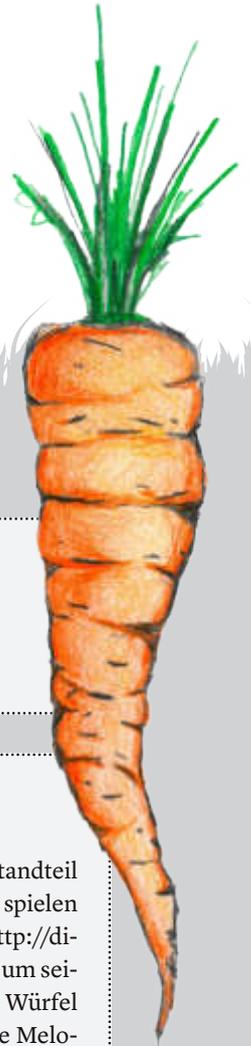
Ein Mann schaute aus dem Fenster und beobachtete eine hübsche Frau, die gerade an seinem Haus vorbei ging. Kurz danach war er tot. Hätte er die Frau nicht beobachtet, würde er noch leben. Er ist aber nicht aus dem Fenster gestürzt. Was ist passiert?

5. Nach der Safttour

Ein Mann kommt nach einer längeren Safttour aus der Kneipe und geht nach Hause. Unterwegs findet er ein Geldstück auf dem Boden und steckt es ein. Obwohl weder Mond noch Sterne am Himmel schienen und auch keine Strassenbeleuchtung an war, hatte er das Geldstück schon von weitem gesehen. Wie ist das möglich?



Chruut und Rüebli



Unnützes Wissen

Seit letztem Jahr ist sie da: die neue CHF 50er-Banknote. Viele von uns haben sich schon an das neue grüne Stück Papier gewöhnt, aber wer von uns hat den Schein genauer angeschaut? Wer keine Lust hat, mit Lupe und angespanntem Gesichtsausdruck die Einzelheiten einer Banknote zu untersuchen, der kann das besagte Stück Papier in den eigenen Drucker legen und einscannen. Aber dank moderner Sicherheitstechnik kommt man nicht weit. Die meistens Scanner werden die Aufgabe verweigern oder kommentarlos abbrechen. Der Grund dafür ist die sogenannte EURion-Konstellation. Ein Sicherheitsmerkmal, das aus fünf speziell angeordneten Kreisen besteht. Es erinnert an das Sternbild Orion, daher auch der Name. Wer sich fragt, wo sich diese Kreise befinden, der sollte einen Blick auf den weissen Bereich im unteren Drittel der Vorderseite des Scheines werfen.



Jodel des Monats

«Dieser Apfel schmeckt nach Eistee...!»
– Kevin, isst gerade einen Pfirsich

Frisch aus dem Netz

Musik ist für viele von uns ein wichtiger Bestandteil des Lebens. Besonders begabte Menschen spielen ein Instrument. Für alle anderen gibt es auf <http://dinahmoelabs.com/tonecraft> ein kleines Tool, um seine eigene Musik zu kreieren. Einfach einige Würfel auf das Raster stellen und schon beginnt eine Melodie zu spielen. Wer keine Lust hat, eigene Musik zu komponieren, aber sich gerade nicht entscheiden kann, welches Lied zum aktuellen Wetter am besten passt, dem sei «Climatune» auf <https://weather.withspotify.com/> empfohlen. Zusammen mit «AccuWeather» analysierte Spotify Wetterstationen auf der ganzen Welt und kombinierte diese mit anonymen Streamingdaten, um herauszufinden, welche Musik an welchem Ort zu welchem Wetter am meisten gespielt wird. Man kann zwischen Sonne, Wind, Wolken, Regen, Schnee und klarer Sternennacht auswählen. Es sollte also für jeden Geschmack und jede Wetterlage etwas dabei sein. Wem gerade nicht nach Musik ist und wer sich trotzdem kreativ beschäftigen will, der kann es mit einer Zeichnung versuchen. Nun ja, vielleicht ist das im Alltag nicht so leicht, schliesslich trägt nicht jeder Student an der HSG ein 30-teiliges Caran d'Ache Mal-Set mit sich rum. Die Alternative: Digitale Zeichnungen. Auf <http://www.pokedraw.net/> wird einem zum Beispiel ein Pokémon als Schablone vorgesetzt und man kann versuchen, es nachzuzeichnen. Wer lieber die Resultate von anderen betrachten will, dem sei die Galerie auf derselben Seite empfohlen.

Knobelspass to go

Drei Freunde stehen an einer Bushaltestelle.

Alice sieht Bob an, und Bob sieht Charlie an.
Alice ist verheiratet, Charlie nicht.

Sieht in dieser Situation eine verheiratete Person eine unverheiratete Person an?

- A) Ja B) Nein C) Kann nicht bestimmt werden



Die Lösung gibt's hinter diesem QR-Code.



Die weibliche Hälfte erklärt

Ein Blog, der den Männern das komplexe, weibliche Gehirn erklärt? Mit «The Truth about the other Sex» wird dies möglich.

Wie sehen eigentlich die Frauen uns Männer? Stimmt, man könnte einfach fragen. Aber das ist in etwa so hilfreich wie etwas im SGMM nachzuschlagen. Jetzt soll es eine Möglichkeit geben, den Schleier der Unwissenheit zu lüften: «The Truth about the other Sex»: Ein Blog, der vom Alltag einer jungen Frau erzählt, ihren Begegnungen und Erlebnissen, und ihrem mühsamen Weg von Verwirklichung und Erkenntnis.

Bereits der Name verrät, dass uns nicht Plattituden und Floskeln erwarten, sondern viel Wahrheit, auf die man nicht gefasst war. «Ich liebe das weibliche Gehirn», schreibt die Autorin Professionalsassy, denn «in nur weniger als zwei Margaritas in der Lieblings Cocktailbar werden schon die besten Analysten neidisch, wie wir [zwei Frauen] den ganzen WhatsApp-Verlauf von drei Wörtern auseinandernehmen und die Namen seiner, deiner, eurer Kinder bestimmen.»

Man kann sich gut vorstellen, wie die beiden Frauen in der Bar philosophieren. Und so schmunzelt man immer wieder über die Details, die nur

ein findiger und selbstironischer Beobachter findet. Dieser Blog analysiert die weibliche Hälfte der Menschheit mit Charme und Präzision. Allerdings sollte man nicht auf Tragik, grosses Kino oder irgendwelche Offenbarungen hoffen. Wer aber über den Alltag und die Welt an sich nachdenken will, der wird diesen offenen und spitzfindigen Blog ins Herz schliessen.

«The Truth about the other Sex» verbindet die Beobachtungen zwischenmenschlicher Beziehungen und eigener Meinung mit viel Humor. Durch diese seltene Mischung fühlt man sich sofort angesprochen und kommt nicht darum herum, am nächsten Tag genau die gleichen Dinge zu beobachten.

Es bleibt zu hoffen, dass Professionalsassy ihren Weg weitergeht und uns auf ihre Abenteuer mitnimmt. prisma empfiehlt die gelegentliche Lektüre ihres vergnüglichen Blogs.



Text
Berl Gubenko



Seniorenhandys im Test

Prädikat besonders studentenfreundlich

Geht es dir auch so, dass du nach ein paar Bier dein Smartphone verfluchst, weil du die Tasten nicht triffst oder eine wichtige Funktion nicht mehr findest? Wir haben die Lösung für dich: Doro Liberto 825, alias das Smartphone, das mitdenkt. Für Senioren entwickelt. Von prisma auf Studentenfreundlichkeit getestet.

Bei der dialogorientierten Einrichtung fragt es dich, ob du schon mit Smartphones vertraut bist, oder ob das Internet Neuland für dich ist. Wenn ja, dann leitet es dich Schritt für Schritt durch dein neues Mobiltelefon. Um die Bedienung zu erleichtern ist die Menüführung nach Aktionen kategorisiert. Drückst du auf «Hinzufügen», kannst du einen Kontakt hinzufügen, aber auch einen Alarm, ein Ereignis oder eine Notiz.

Stell dir diese Neuerung vor: Anstatt direkt bei der jeweiligen App alles zentral zu verwalten, ist jetzt alles dezentralisiert. Alles im Sinne des New Public Managements, das auch die Schweizer Bürokratie verfolgt (sorry BWLer, aber das sagt euch leider nichts), strebt das Doro Liberto 825 eine Abflachung der Strukturen an und setzt auf die Ausgliederung wichtiger Funktionen. Ein weiteres Beispiel ist «Senden». Ganz bequem kannst du eine E-Mail, eine SMS

oder eine Video-Nachricht verschicken, die du unter «Knipse» aufnehmen kannst (beachte die Eingliederung eines umgangssprachlichen Wortes).

Ausserdem ist das Telefon hörgeschützlich. So kannst du nach durchtanzten Nächten mit Tinnitus in den Ohren deine Liebsten anrufen, um ihnen zu sagen, wie gern du sie hast.

Zudem kannst du, wenn du kurz vor dem alkoholinduzierten Koma stehst, den Notrufknopf drücken, damit der Krankenwagen kommt und der Doktor dir den Magen auspumpt (dieses Feature wurde vor allem für früh-adoleszente Szenekids entworfen, erfreut sich jedoch auch einer regen Nutzung unter Studenten).

Es sei dahingestellt, ob du dich zu neuen Wegen aufmachen willst und Hipster-gerecht mit einem Doro Liberto 825 den Rosenberg unsicher machst. Preislich liegt es mit 270 Euro in einem knapp bemessenen Studentenbudget. Bevor du dich nach dem nächsten Handyverlust nach einer teuren Alternative umsiehst; auf dem Doro Liberto 825 kannst du sogar Apps installieren!



Text
Tabea Stöckel



Zuckerbrot

41.22 Zentimeter mehr Anonymität

Neuerdings verschönern rund 41.22 Zentimeter hohe, bunte Trennwände die Bibliothekslandschaft. Die gewaltig gesteigerte Anonymität wird von allen, die mit anderen Erdenbürgern zu teilende Zugabteile nicht riechen können, vergöttert. Obendrein hat sich auch funktionell einiges getan: Schneeweisse Zauberwürfel mit drei Steckdosen und zwei USB-Anschlüssen lassen keine elektronischen Geräte mehr an Strommangel leiden. Mit zwielichtigen Aktionen bei schummrigen Lichtverhältnissen ist ebenfalls Schluss: Es wurden überaus tüchtige Beleuchtungskörper montiert.

Was will der büffelnde Student noch mehr? Mehr Individualität? Kein Problem, mit dem frechen, farbenprächtigen Konzept wurde selbst diesem Aspekt Rechnung getragen.

Nachfolgend ein Leitfaden zur Auswahl eines für einen spezifischen Charakter adäquat farbigen Lernplatzes: Die in Orange gehaltenen Arbeitsplätze eignen sich für introvertierte Schlaftabletten: Die Farbe der Holländer wirkt inspirierend und symbolisiert Kontaktfreudigkeit. In grauen Trennwänden sollte der Wohlgefühlgrad von Mitte-Politiker und Gutmenschen spitze sein: Die Farbe steht für Kompromissbereitschaft und Unauffälligkeit. Burnout-gefährdete Studenten sollten es mit einem Lern-Tag inmitten grüner Grenzwälle versuchen: Die Farbe der Hoffnung wirkt beruhigend und weckt neues Potential im Menschen.

Ausserdem verfügen die Barrieren über einen nicht zu verachtenden Nebeneffekt: Dank ihrer speziellen

Beschaffenheit schlucken die Abgrenzungen Lärm – wenn auch nur in überschaubarem Rahmen. Doch gegen übermotiviert in die Tasten hämmernde Studiengenossen sowie unverbesserliche «Rotz-Schnupfer» ist selbst das ein Lichtblick. Unbefriedigende Lernvoraussetzungen in der Bibliothek müssen künftig definitiv nicht mehr als Ausrede hinhalten.



Text

Fabian Kleebe



Peitsche

Klatschen? Nur, wenn du der Schleimer in der ersten Reihe bist

Wieso klatscht der Student nach dem Ende der Vorlesung? Gibt es irgendeinen Grund einem Professor zu applaudieren, der streng genommen nur seinen Job macht und noch dazu mit Steuergeldern dafür bezahlt wird? Die Antwort ist simpel: Nein, es gibt keinen Anlass die Hände in gespielter Begeisterung zusammenzuschlagen. Dennoch gibt es Ausnahmen, die solche überschwängliche Reaktionen rechtfertigen können. Man unterscheidet zwischen drei Fällen.

Erstens, wenn ein heiliges Band von unabwendbarer Schicksalsverbundenheit (Beamer fängt Feuer, Diabetiker in der zweiten Reihe bekommt einen Anfall, jegliche Technik fällt aus, etc.) die durch «Bidding» oder Lehrpflicht zusammengefundene Menschengruppe aus Studenten und Professor auf ewig gegen jegliche Banalität immunisiert haben sollte. Voraussetzung für den nach dem Vorfall

einsetzenden Applaus ist eine auf irgendeine Weise heroisch erscheinende Aktion des Professors, mit welcher er den ganzen Saal aus einer verzwickten Situation rettet.

Zweitens, wenn der Professor mit beeindruckenden, qualitativ und didaktisch hochwertigen Lehr- oder Präsentationstechniken die Studenten völlig in seinen Bann ziehen konnte, sodass sie selbst vier Stunden hätten überstehen können. Sollte der Professor gleichzeitig noch humorvoll die entsprechenden Lehrinhalte vermitteln können, wäre aufgrund der Seltenheit des entsprechenden Vorfalls sogar eine «Standing Ovation» angebracht.

Drittens, wenn der Professor an seiner Lehrtätigkeit Spass haben sollte. Das scheint eine ganz banale Voraussetzung zu sein, hängt aber stark mit den beiden vorherigen Fällen zusammen. Fehlt dem Professor der

Spass verbunden mit einer gewissen Ernsthaftigkeit, ist er der Erste, der bei einem Feuer aus dem Zimmer stürmt und wird auch keineswegs didaktisch hervorstechen können.

Da habt ihr es; wobei ein inoffizieller Fall übrigbleibt. Klatschen darfst du bei Fehlen der oben erwähnten Voraussetzungen wirklich nur dann, wenn du in der ersten Reihe hockst und ein unverbesserlicher Schleimer bist.



Text

Alessandro Massaro



Gerücht

Making HSG Great Again, U Losers

Mit Trump, Erdogan und LePen erscheint der Faschismus wieder auf dem Parkett und die HSG reagiert zügig mit einem historisch-bewährtem Schweizer Erfolgsrezept: gnadenloser Opportunismus. Als die links-versiffte und liberal-verkommene Mainstreampresse noch den Untergang bejammert, hisste die HSG schon die Segel und veranlasst eine präzise Kursänderung, um dem momentanen Zeitgeist Rechnung zu tragen. Eine Auswahl:

Zwar rühmte sich die HSG schon lange mit Internationalität, kann sich aber der Torheit der politischen Rechte nicht komplett entziehen. Bei den Studiengebühren zeigt sich bereits, dass die Praxis nicht unbedingt dem Selbstbild entspricht. In Zukunft wird die internationale Ausrichtung weiter beschränkt, und wie wir aus Rektorat-nahen Quellen erfahren, wird dazu ein System der amerikanischen Customs and Boarder Protection (CBP) eingesetzt, dass sowohl effektiv, als auch effizient ist. «Anstatt eines rigorosen Aufnahmetests oder die finanziellen Mittel zu berücksichtigen, schauen wir nun einfach auf den Namen eines Bewerbers. Es braucht nur zwei Sekunden, um zu sehen ob jemand Martin oder Mohammed heisst ... und zack, können wir entscheiden, ob er zu uns passt.»

Eine weitere Initiative dürfte besonders die Assessment-Studenten in helle Freude versetzen: In EWS pochte man noch auf das Einhalten des APA-Standards, in der WH gelten nun neue Richtlinien. Ab sofort reicht als Quellenangabe beruhigende Bauchgefühl-Rhetorik. Wahlweise dürfen Fakten mit «people say ...» oder «I've heard ...» eingeleitet und gleichzeitig validiert werden. Besser so. Das politische Klima beeinflusst indes nicht nur die Lehre, sondern auch die Architektur der HSG. In Plänen zur Campus-Erweiterung findet sich eine riesige Mauer, die uns Polo-tragenden Leistungsträger vor der gemeinen Dorfbevölkerung schützen soll. Man versichert uns, dass so «die fackeltragenden Bauern mit ihrer kriminellen Energie aus dem Appenzellerland schön auf Abstand gehalten werden». Das wurde auch mal Zeit!

Und zu guter Letzt: Wer sich über die gelbliche Färbung des Wassers in den Gym-Duschen wundert, darf sich gern in Moskau weitere Informationen einholen. Vorsichtshalber raten wir bis dahin vom Trinken ab.

**Text**

Dominik Mayer

Impressum**Herausgeberin**

prisma – Das HSG-Studentenmagazin
 Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
 Telefon 076 579 92 21
 E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

Chefredaktor Alessandro Massaro**Ressortleiter** Fabian Kleeb, Johannes Matt,
Amelie Scholl, Stephanie Rügger**Layout** Patrick Buess**Anzeigen und Abonnemente**

Tabea Wich
 Telefon 076 605 75 80
 E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch

Eine Initiative der
SHSG | Studentenschaft

Druck

Galledia AG, Burgauerstrasse 50, 9230 Flawil
 Telefon 058 344 96 96
 E-Mail galledia@galledia.ch

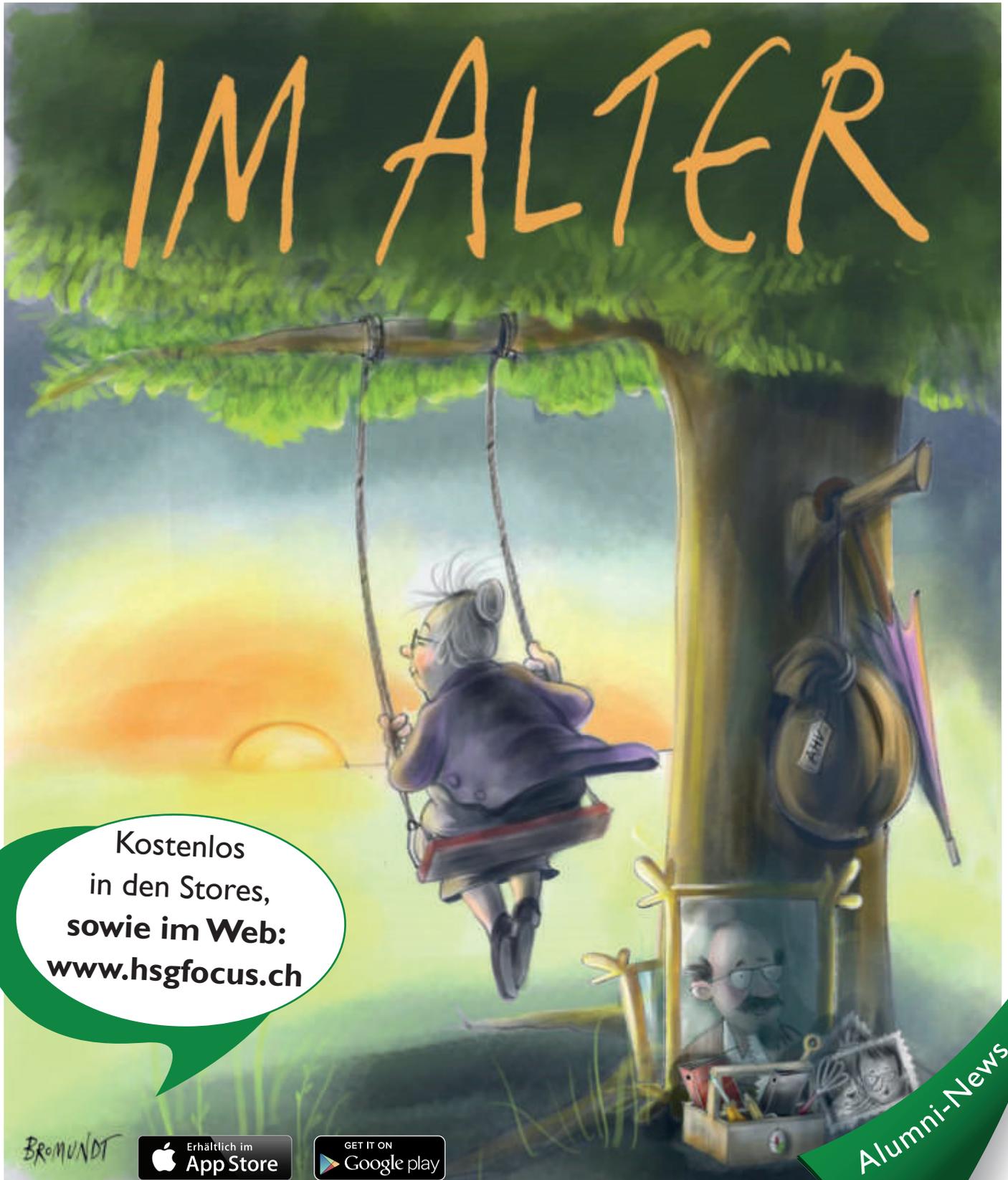
Hinweis Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin



HSG Focus

Das Magazin der Universität St.Gallen

1/2017



Kostenlos
in den Stores,
sowie im Web:
www.hsgfocus.ch

BROMUNDT



Alumni-News

Panorama | Menschen | Forschung | Studium